This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

AP
30
D45
v.270:3

Herausgegeben
von Rudolf Pechel
unter Mitwirkung von
Paul Fechter

UNIVERSITY OF CALIFORNIA
MAR 1 8 1940

März 2

Aus dem Inhalt: Haack: „Der Dritte Richelieu" / Flügel: Fausts Ende / Bergengruen: Die Umkehr / Pohl „[illegible]blichkeit" / Fechter: Eduard von Hartmann / Fechter: Dichtung und Theater

BLAC UTS S U. RUDOLF
J G • 68. JAHRGAN

Herausgeg. von Rudolf Pechel unter Mitwirkung von Paul Fechter
Gegründet im Jahre 1874 – Preis je Heft 1.– RM.

Erscheint monatlich einmal am Monatsanfang. Jahresabonnement 12.– 12 Hefte zuzügl. ortsüblicher Zustellgebühr bzw. Postüberweisungsspesen. Vierteljährl. 3.– RM. Zu beziehen durch jede Buchhandlung oder Postanstalt. Schriftleitung: Berlin-Grunewald, Hohenzollerndamm 59/60. Postscheckkonto Berlin 59501. Verlag Deutsche Rundschau Dr. Rudolf Pechel, Berlin/Leipzig.

68. Jahrgang 1942

INHALTSVERZEICHNIS

Hanns-Erich Haack: „Der Dritte Richelieu" 93
Heinz Flügel: Fausts Ende 100
Werner Bergengruen: Die Umkehr 108
Lebendige Vergangenheit: Adalbert Stifter 108
Gerhart Pohl: „Unsterblichkeit" 113
Paul Fechter: Eduard von Hartmann 117
Rundschau 119
Paul Fechter: Dichtung und Theater 125
Literarische Rundschau
Rudolf Pechel: Wissenschaft 128
Felicitas von Reznicek: Ibero-Amerika in deutschen Romanen . . . 130
Rudolf Pechel: Kalender 130
Technik 130
Erzähltes 132

AP30
D45
v.270:3

HANNS-ERICH HAACK

„Der Dritte Richelieu"

Was die Franzoſen bisher über ihre Niederlage und deren Gründe geſchrieben haben, iſt nicht allzu belangreich. Das ſind Artikel und ſogar Bücher, die zur Verteidigung einer Idee oder einer Perſönlichkeit, die aus Anklage oder aus Selbſtgefälligkeit zu Papier gebracht wurden. Vielleicht iſt auch das einer der Gründe, der im franzöſiſchen Volk die Überzeugung hervorrief, daß es bis zur Beendigung des neuen Weltkrieges viel zu früh ſei, den veränderten Zuſtand bis ins letzte zu realiſieren, ja ſogar über ſein Weſen zu urteilen. Das achtzehnmonatige Waffenſtillſtandsverhältnis hat zudem gezeigt, daß der urſprünglich ſehr Mode gewordene Ausdruck „Collaboration" realpolitiſch und keinesfalls ideologiſch aufgefaßt wird. Dabei mag es auch nicht unwichtig ſein, daß Marſchälle, Admiräle und Generäle — hier handelt es ſich um eine Erziehungsfrage — ihrer Natur entſprechend der Ideologie fremder gegenüberſtehen als dem realpolitiſchen Denken, alſo jenem Auswägen von Chancen und Gegenchancen. Und ſo kann es den Kenner nicht verwundern, daß die Franzoſen trotz der Niederlage noch von der beſonderen Bedeutung ihres Landes nicht für Europa, ſondern für die Welt überzeugt ſind. Sie bilden ſich ſogar etwas darauf ein, durch den Eintritt der Vereinigten Staaten und Japans in den Krieg, die einzige Großmacht geworden zu ſein, die nicht in dieſen Weltkrieg verwickelt iſt. Der Verluſt von Zentralafrika, Indochina und Syrien wird ebenſo ſchmerzlich empfunden wie das Abgeſchnittenſein von dem übrigen ſehr reichen Kolonialbeſitz bis auf Nord- und Weſtafrika, aber man vertritt die Auffaſſung, daß das heute unerreichbare Kolonialreich noch nicht endgültig verloren, ſondern lediglich „eingefroren" iſt. Man geht ſogar ſo weit, Nord- und Weſtafrika eine beſondere Bedeutung beizulegen, da es militär- und wirtſchaftspolitiſch zwiſchen den Achſenmächten und den angloſachſonen Reichen liegt.

Das ſind ſo einige der kleinen politiſchen Spielereien, die zur Zeit bei unſerem Nachbarn „en vogue" ſind. Er weiß ganz genau, daß es ſich dabei nur um theoretiſche Erörterungen und keinesfalls um machtpolitiſche Erwägungen handelt. Das ändert aber nichts daran, daß der Franzoſe ſtets verſucht, für ſich etwas „Beſonderes" zu konſtruieren und in Anſpruch zu nehmen, um, wenn das machtpolitiſche Gewicht fehlt, die Imponderabilien der Politik, jenes unfaßbare Etwas, das von den Nationaliſten und Materialiſten meiſtens nicht erkannt oder unterſchätzt wird, in die Waagſchale zu werfen. Es dürfte auf dieſe Imponderabilien zurückzuführen ſein, daß Frankreich von jeher mit einer Frau verglichen wurde und auf den Namen „Marianne" hört. Und wie einer ſehr bekannten, keineswegs allſeits geſchätzten Frau, geht es auch Frau Frankreich: ihr Ruf iſt gewöhnlich anders als ſie ſelbſt. Sie ſelbſt aber iſt felſenfeſt davon überzeugt, jenes weibliche (oder politiſch geſprochen kulturelle) Fluidum auszuſtrahlen, das auch dort noch wirkt, wo man auf Anerkennung nicht mehr rechnen kann. Aber was iſt überhaupt Anerkennung, die ja nur von dritter Seite kommen kann, wenn man davon überzeugt iſt, ſein eigenes Maß, das alleingültige, in ſich zu tragen?!

An dieſes eigene Maß glaubt man ſo ſehr, daß man ſicher iſt, für alle auch noch ſo erſchütternden Vorkommniſſe im Leben der Nation ſchon einen „Vorgang" in ſeiner eigenen Geſchichte zu beſitzen und zu finden. Und ſo ſtützt man ſich auf

M882398

historische Vergleiche, überzeugt, daß die Geschichte sich wiederholt, solange sie von Menschen gemacht wird, weil, wie man glaubt, die motorischen Triebkräfte des Menschen seit seiner merkwürdigen Erschaffung immer gleich bleiben: Liebe und Haß, Minderwertigkeits- und Überwertigkeitskomplexe, die Sucht nach Ruhm und Macht, und all das manchmal gesteigert bis zur Hybris. Man weiß, daß sich die Geschichte niemals in den einzelnen Tatsachen wiederholt, wohl aber in der nuancierten Relation zu den jeweils gegebenen neuen Umständen und den technischen Mitteln.

So ist es nicht zu verwundern, daß man auf frühere Niederlagen Frankreichs zurückgreift, und es ist auch kein Zufall, daß in den Buchhandlungen ein Buch mit dem typischen Titel auffällt: „Die drei Prüfungen 1814 – 1871 – 1940". Darin wird einem nun mancherlei beigebracht, unter anderem, daß die erste Prüfung für das Selbstbewußtsein Frankreichs sehr schmerzlich war, ohne jedoch allzutief zu dringen, da nicht Frankreich, sondern Napoleon, sein abenteuerlicher Kaiser, so tief fiel. Dieser Besiegte hätte den menschlich-normalen Rahmen in einer derartigen Weise verlassen gehabt, daß man bei der Niederlage zunächst nur ihn allein sah und betrachtete. Und danach haben die Kaiser und Könige Preußens, Österreichs, Englands und Rußlands sich nur gegen ihn vereinigt, um ihn zur Befreiung Europas und damit auch Frankreichs niederzuwerfen. Das sei auch der Grund, daß sich die Sieger zunächst dem französischen Volk gegenüber sehr rücksichtsvoll zeigten und Friedensbedingungen von einer absoluten Großzügigkeit diktierten. Ludwig XVIII. habe gespürt, was das französische Volk wollte und als erstes wieder die Gleichheit vor dem Gesetz, die religiöse Freiheit und das Zweikammersystem eingeführt. Für Europa wie für Frankreich, so heißt es in diesem Buch, ist 1815 das Ende einer Prüfung gewesen, da die siegreichen Mächte genau so erschüttert waren wie Frankreich selbst und alle zusammen den revolutionären Atemzug spürten und überwanden, um nun ihr gemeinsames Schicksal gründlich zu überdenken. Fürst Metternich habe zwar Vieles gewußt, aber doch nicht alles, und er sei insbesondere an einer industriell-sozialen Revolution vorbeigegangen, die sich unter seinen Augen entwickelte. Immerhin hat er nach dem Sturz Napoleons dafür gesorgt, Frankreich nicht durch einen zu strengen Frieden zu demütigen, überzeugt, daß ein guter Friede nicht das beißende Eisen in der Wunde lassen dürfe. Ludwig XVIII. ging davon aus, daß überaktive Politiker nicht weiter sehen als bis zum Kamm jener Woge, die sie trägt. Auf der richtigen Wellenlänge denkend, kam er so zu der Überzeugung, daß die Sicherheit Frankreichs nur in der Erfüllung aller unterzeichneten Verträge liege.

An die solcher klugen Politik folgende Zeit hatte sich das französische Volk allzu schnell gewöhnt, so daß das Wort „dumm wie der Frieden" zum Schlagwort in Paris wurde, obwohl der Frieden nur dumm war, weil der voraufgegangene Krieg noch dümmer gewesen wäre. Der Neffe Napoleons I. habe schließlich Frankreich in eine Reihe von Kriegen verwickelt, deren Grund man nie recht erkannt habe. „100 000 durch den Neffen geopferte Menschen rächen, so scheint es, die 400 000 Menschen, die der Onkel im russischen Schnee zurückgelassen hatte."

Die auf Napoleon III. folgende Kommune soll am Anfang einer historischen Phänomenologie stehen, und man will wissen, daß die totale Revolution im Schatten des totalen Krieges geboren wird. Der späteren Periode wird lediglich zum Vorwurf gemacht, daß der Arbeiter nicht daran beteiligt wurde und seine Probleme völlig unbeachtet blieben. Unter „Prüfung" will man das Sich-bewußtwerden verstehen, zu dem sich ein Volk nach der Niederlage seiner Armeen durch-

ringt. So wird die angeblich dritte Prüfung von 1940 als eine Epiſode in einem alle Maße überſteigenden Ganzen, kurzum in einer Weltkriſe bezeichnet. Eine wirkliche Analyſe und Begründung dieſer Behauptung fehlt jedoch in dieſem Beitrag über die behaupteten drei großen Prüfungen Frankreichs — von einer außenpolitiſchen Nutzanwendung ganz zu ſchweigen. Dabei ſoll es ſich hier zweifellos um eine Art „Anweiſung zur Überſtehung von Niederlagen" handeln. Wie einfach ſtellen ſich doch ſelbſt geſchulte Köpfe die Geſchichte manchmal vor!

Von anderer Seite wurde unter Beſchränkung auf die Niederlage von 1815 dieſe Methodik viel ſchärfer angefaßt, aber ebenfalls von der Vorausſetzung ausgehend, daß auch die größte Niederlage das Weſen Frankreichs, eben jenes Fluidum, von dem wir oben ſprachen, nicht ſtören könne. Schon Chateaubriand gab dazu das Rezept, als er gleich nach der erſten Niederlage Napoleons mit großer Vehemenz ſein Urteil über die Vergangenheit ſchrieb und ganz bezeichnenderweiſe ſeine Ausführungen, die an Verurteilung und Peſſimismus nichts zu wünſchen übrig laſſen, mit der Feſtſtellung begann, daß er niemals glaube, dieſe Abrechnung auf dem Grabe Frankreichs zu ſchreiben. Das erſchien ihm ſelbſtverſtändlich, obwohl er behauptete, „daß in den vergangenen Jahren die Generationen Frankreichs regelmäßig gefällt wurden wie die Bäume eines Waldes, und zwar in der Form von jährlich 80000 jungen Menſchen, und obwohl Napoleon ſelbſt von ſeinem Einkommen von jährlich 300000 Mann ſprach und in ſeiner elfjährigen Herrſchaft mehr als fünf Millionen Franzoſen ſterben ließ, alſo eine Zahl, die alle in den Bürgerkriegen der letzten drei Jahrhunderte unter der Herrſchaft Jean's, Karls V., Karls VI., Karls VII., Heinrichs II., Franz' II., Karls IX., Heinrichs III. und Heinrichs IV. Umgekommenen übertraf." Trotz alledem glaubte Chateaubriand Grund zu haben, mit einem gewiſſen Optimismus in die fernere Zukunft Frankreichs ſehen zu können.

Um die Grundlage dieſes uns unverſtändlich erſcheinenden Optimismus zu ergründen, bemüht ſich J. Fouques Duparc in ſeinem neuen Buch „Le Troisième Richelieu" (Lyon, H. Lardanchet), das den bezeichnenden Untertitel trägt „Befreier des Landes im Jahre 1815". Die drei Richelieus: das iſt zunächſt jener berühmte Kardinal des 17. Jahrhunderts, ſodann der ebenfalls bekannte Marſchall, Diplomat und Frauenheld des 18. Jahrhunderts, und ſchließlich der auch in Frankreich nicht allzu bekannte Neffe des Marſchalls, Armand Emanuel du Pleſſis Duc de Richelieu, franzöſiſcher Miniſterpräſident und Außenminiſter nach der Niederlage von 1815. Er blieb weniger bekannt, weil er in ſchwierigſter und unkriegeriſcher Zeit ein ernſthaft veranlagter Mann war, der in größter Beſcheidenheit nur den einen Grundſatz kannte, völlig unparteiiſch ſeinem Land auf das beſte zu dienen.

Seine Geſchichte klingt ſehr romantiſch, ohne es zu ſein. Schon vor der Großen Revolution, 1791, begab er ſich, was damals ganz natürlich war, als Soldat in die Dienſte des ruſſiſchen Zaren, um dann ſpäter Beamter und als ſolcher Begründer der Bedeutung der Hafenſtadt Odeſſa und des umliegenden Gouvernements zu werden. Von Ferne beobachtete er die Stürme der Revolution in ſeiner Heimat, wie den Aufſtieg und Niedergang Napoleons. Erſt die außergewöhnliche Situation nach der großen Niederlage brachte ihn nach Frankreich zurück. Damals war, nach der unſagbar troſtloſen Finanzpolitik Napoleons in der inneren Verwaltung alles korrupt, und die Außenpolitik war ſchwieriger und wichtiger geworden denn je, da ſie ſich weder mit ſchönen Worten, noch mit rückſichtsloſem machtpolitiſchem Einſatz verwirklichen ließ. Nachdem Talleyrand, auf den das

Wort Oscar Wildes passen mag: „Daß einer Wechsel fälscht, spricht nicht gegen sein Geigenspiel", der gigantische außenpolitische Kopf Frankreichs, seine Geige auf dem Wiener Kongreß meisterhaft gespielt hatte, aber durch das Wiederauftauchen des Korsen um die ganzen Früchte für Frankreich gebracht und damit auch selbst desavouiert wurde, fehlte es an irgendeiner Persönlichkeit, um die Rolle des Außenministers zu spielen.

Denn im diplomatisch-politischen Dienst fand man nur ein wenig begabtes, aber rücksichtsloses Charaktergesindel, das immer darauf bedacht war, seine Haut in Sicherheit zu bringen, und dessen ganzes Leben aus wohlverschleierter Feigheit bestand, um nur in jenen Momenten, in denen nun wirklich garnichts zu befürchten war und es zweifellos auf Kosten anderer ging, „heroisch" zu werden. Während diese Politiker und Diplomaten in normalen Zeiten nur auf ihren Klüngel bedacht waren und auch nur aus ihrer Schicht heraus den begehrten Posten des Außenministers stellten, waren sie nun nicht nur zu feige dazu, sondern auch ganz einfach nicht verwendbar. Im übrigen verstanden sie sich so schnell in die Schattenfalten des Geschehens zu flüchten, daß niemand auf den Gedanken kam, sie noch ausdrücklich auf den Kehrichthaufen zu werfen.

In all dem lag die Chance für den Herzog von Richelieu. Der Neunundvierzigjährige, der allen anderen Ehrgeiz, nur nicht den hatte, Minister in Frankreich zu werden, las eines Morgens zu seinem großen Erstaunen, ja mit Zorn in der Zeitung, daß er als Minister des Königs genannt wurde. Der mehr als geschickte Talleyrand hatte aus den Kulissen heraus diese Wahl getroffen, um seinem Land die Gunst des Zaren, der mit Richelieu befreundet war, wieder zu erwerben. Aber Richelieu schrieb sofort eine glatte Absage, wobei er sich darauf berief, seit 24 Jahren bis auf kurze Besuche nicht mehr in Frankreich gewesen und mit Land, Leuten und Politik nicht mehr genügend vertraut zu sein. Talleyrand drehte jedoch den Spieß mit der Bemerkung um, daß gerade seine Abwesenheit aus Frankreich ihn befähige, in klarerer und unparteiischer Weise die Lage und die Dinge zu überblicken. „Der Herzog von Richelieu war für die Bourbonen das, was die Bourbonen für Frankreich waren, nämlich die Hoffnung auf einen besseren Frieden", so schrieb Guizot. Aber Richelieu ließ sich durch all das nicht beeinflussen. Jedoch am 23. September erschien vor seiner Wohnung in der Rue du Bac der Zar Alexander persönlich, um ihn in seine Karosse und zu einer Fahrt ins Elysée-Palais zu zwingen. Der Zar bestimmte ihn auf dieser kurzen Fahrt, seinem König zu dienen, wozu er ihn mit Dank und Anerkennung aus seinen eigenen Diensten entlassen wollte. Nur unter dieser Bedingung, so fügte er hinzu, wäre es ihm, dem Zaren, möglich, wieder der Freund des französischen Königs und des französischen Landes zu werden. Richelieu schrieb nach der vom Zaren erzwungenen Unterhaltung mit Ludwig XVIII. nach Odessa: „Das Schicksal hat gesprochen. Ich habe dem Befehl des Königs, den Ratschlägen des Zaren und der öffentlichen Stimme nachgegeben, die mich — ich weiß gar nicht warum — im fürchterlichsten Augenblick ins Ministerium berufen haben."

Schon wenige Tage später nahm der neue Ministerpräsident und Außenminister Richelieu die Verhandlungen mit den siegreichen Feindmächten auf. Bei der Unterzeichnung des Friedensvertrages am 20. November wollte er sich nochmals zurückziehen, da er sich davor scheute, seinen Namen unter einen Vertrag zu setzen, der die Liquidation einer abenteuerlichen Zeit bedeutete, für die er sich nicht verantwortlich fühlte. Die Tränen des Königs Ludwig XVIII. sollen ihn dann aber doch zum Bleiben veranlaßt haben. „Ich habe mehr tot als lebendig unterschrie-

ben“, so bekannte er später, und seine Ministerkollegen stellten fest, daß er „bleich und zitternd“ nach der vollzogenen Unterschrift zurückkehrte. Nur der Gedanke, daß niemand es hätte besser machen können, beruhigte ihn, und nur ein Gedanke beherrschte ihn: die Schwere des Vertrages so schnell wie möglich abzuschwächen.

Dieser Vertrag sollte nach Fouques Dupare, der offensichtlich bewußt die gesamte deutsche Literatur über jenen Zeitabschnitt unberücksichtigt läßt, Frankreich zugrunde richten, aber Richelieu wollte aus ihm mit viel Geduld und Hartnäckigkeit ein Mittel zur Befreiung Frankreichs machen. Machtmittel gab es dazu keine mehr. Auch die Veruneinheitlichung der Gegner durch das politische Spiel war nach dem glänzenden Erfolg des Wiener Kongresses unmöglich gemacht worden, so daß also nur die Unterwerfung und die peinlichste Beobachtung und Ausführung des Friedensvertrages übrigblieben. Im Gegensatz zur napoleonischen Zeit wurde für Richelieu die Honorierung der Unterschrift unter einen Vertrag wieder eine Ehrensache. Nach seiner Auffassung bedeutete Ehre für den Staat dasselbe wie unter anderen Umständen für den Einzelnen. Und um dieser Ehre willen galt es, die letzten Hilfsquellen Frankreichs zu mobilisieren, um dem Vertrag gerecht zu werden. „Im Laufe des ersten Jahres mußten die Kosten für die Besatzungsarmee täglich bezahlt werden, und da gab es ängstliche Abende, an denen der Finanzminister die letzte Ecke seiner Kasse auskehren mußte, um zu erfüllen.“ Während die Steuern und die Preise wuchsen, ohne daß der Handel und die Industrie sich wieder richtig erholen konnten, mußte dem französischen Volke als Wichtigstes doch die Hoffnung auf eine bessere Zukunft gegeben werden. Als Gegengewicht gegen die Opfer, die Frankreich zu bringen hatte, stellt man die Stärke des Schwachen, seinen guten Glauben und seine Grundsatzfestigkeit heraus. „Das Interesse Europas besteht weder in den Millionen Besatzungskostengeldern, noch in einigen mehr oder weniger Bataillonen auf französischem Boden. Das Besatzungsprinzip hat ein weiseres, edleres und allgemeineres Ziel: die Reorganisation und die allgemeine Befriedung.“ Für Richelieu bedeutete so die peinlichste Erfüllung des Vertrages die beste und einzige Chance, ihn möglichst schnell abzuschütteln. Das war eine kluge und deshalb unpopuläre Politik, so daß seine Gegner jene dummen Patrioten waren, die eine Revolte forderten, ohne zu ahnen, wohin sie führen müßte, und jene berufsmäßigen Politiker, die sich mit allzu leichten Mitteln eine gewisse Volkstümlichkeit zu verschaffen suchten, sowie die geheimen oder bekannten Agenten des Auslandes. So blieb es nicht aus, daß sich Richelieu mit den Ultraroyalisten und einer Reihe von berufsmäßigen Politikern überwarf, wobei auch die Hofkreise eine nicht gerade sehr rühmliche Rolle spielten. Aber diese Widerstände, Feindschaften und den dahinterstehenden Hofklatsch, übersah und unterschätzte Richelieu stets. So wußte jedermann, nur er nicht, daß man — natürlich in vollem Gegensatz zur Wahrheit — verbreiten ließ, der Ministerpräsident lasse durch Agenten im Volke die Parole ausgeben: „Nieder mit dem Adel, nieder mit der Kirche“.

Er nahm sich nur der Aufgabe an, die er als seine Pflicht betrachtete, nämlich Frankreich aus der Schwere des Friedensvertrages und von dem Druck der Besatzungsarmee zu befreien. Noch hat allerdings Frankreich in Europa nur die Stellung einer Schuldnerin. Und die Besatzungsarmee ist dazu noch die Garantie für die pünktliche Bezahlung der Schulden und soll erst im Maße der Abtragung dieser Schulden wieder verschwinden. Das Bestreben geht nun dahin, anstelle dieser kühlrechnerischen und genau abgegrenzten Überlegung, moralische Wertbegriffe zu setzen. Das macht sich schön, aber damit verschwinden die Schulden

nicht, die immer größer werden, so daß schließlich die historische Entwicklung eintritt: der Besiegte muß beim Sieger eine Anleihe aufnehmen! Die Londoner Bank Hope und Baring brachte diese Anleihe – wenn auch zu phantastischen Zinssätzen – unter Dach. Das war teuer, gewiß, aber Richelieu hatte nun eins erreicht: seine Sieger waren mittelbar aus eigener Tasche daran interessiert, daß die Wirtschaft Frankreichs nicht zusammenstürzte. Denn wer hätte andernfalls die hohen Zinsen zahlen können? Und auf diesem nicht ungewöhnlichen Wege einigten sich plötzlich alle gegen Frankreich Verbündeten sehr viel schneller, um gewisse Belastungen abzuschwächen und einige allzu leichtherzige Ausgaben einzustellen. Die Folge war sogar, daß am 10. Februar 1818 die Konferenz der bevollmächtigten Vertreter der Alliierten ein Protokoll unterzeichnete, wonach die Besatzungsarmeen ab 1. April um ein Fünftel verringert werden sollten. Der erste Schritt war getan, der zweite mußte bald folgen.

Kaum war dieses Ziel erreicht, da dachte Richelieu aber auch wieder an den Aufbau einer Armee, eine Aufgabe, die der General Gouvien Saint-Cyr aufs glänzendste löste.

Einen finanziellen Rückschlag gab es noch, als die Ansprüche von privater Seite gegen Frankreich bekanntgegeben wurden und sich auf 1 Milliarde 600 Millionen Frank belaufen sollten. Mit viel Geduld versuchte Richelieu, diese Forderung zu zerpflücken. So stellte er u. a. fest, daß der Herzog von Anhalt-Bernburg das bisher nicht bezahlte Pachtgeld für 400 Reiter verlangte, die sein Haus einst ausgehoben hatte, um sie gegen gutes Entgelt – Heinrich IV. zur Verfügung zu stellen! Schließlich bot die Französische Regierung freiwillig eine Abschlagszahlung von 200 Millionen an, und man einigte sich dann tatsächlich auf die Zahlung von 240 Millionen Frank anstatt der ursprünglich geforderten 1 Milliarde 600 Millionen.

Der ganzen Politik überdrüssig hatte der Herzog von Richelieu sich nur noch das Ziel gesetzt, sein Land von der Besatzungsarmee zu befreien, um sich dann wieder in sein Privatleben zurückzuziehen. Der Weg zu diesem Ziel führte zum Aachener Kongreß 1818, der in großem Rahmen aufgezogen wurde und durch die ersten Fallschirmspringer für die Welt noch eine besondere, zwar unpolitische Attraktion erhielt. In der Hauptsache ging es um Zahlungen. Richelieu hatte den Eindruck, daß die Verhandlungen etwas im Geiste der „Kinder Israels" vonstatten gingen und schrieb am 8. X.: „Ich habe es mir nicht versagen können, dem Herzog von Wellington die Bemerkung zu machen, daß wir wie jüdische Bankiers handeln, die ihre Konten aufrechnen und nicht wie große Nationen, die sich verständigen wollen. Es gibt nichts Widerlicheres als zu sehen, wie die großen Interessen der Völker immer wieder mit traurigen Kontoüberlegungen vermischt werden." Aber das Ziel wurde erreicht und für den 30. November die Zurückziehung der Besatzungstruppen aus Frankreich beschlossen, womit der dreiundzwanzigjährige Krieg endlich sein Ende fand.

Damit war aber auch im Prinzip die Rückkehr Frankreichs in das europäische Mächtekonzert beschlossene Sache, eine Tatsache, die nur der Geschicklichkeit und Ehrlichkeit Richelieus zu verdanken war, von dem sein Gegner Lord Wellington feststellte: „Sein Wort ist so gut wie ein Vertrag." Und der Generalsekretär des Außenministeriums fügte hinzu: „Wir verdanken diesen Erfolg der Freimütigkeit unseres Chefs und der wahren Achtung, die er ganz Europa einflößte." Ruhig, still und verantwortungsbewußt hatte Richelieu seine Aufgabe erfüllt, ohne irgendeine Reklametrommel zu rühren. Man nahm getrost das Ergebnis

hin, aber den Könner schickte man in die Wüste, ließ ihn über innerpolitische Intriguen stürzen, sodaß Richelieu am 27. XII. demissionierte. Im Parlament wurde zwar festgestellt: „Als ganzes Gepäck hatte er beim Einzug ins Palais des Außenministeriums nur einen Koffer mitgebracht, und mit einem Koffer zog er wieder von dannen.“ Das fiel also schon damals in Frankreich auf, und es macht sich auch schön und lobenswert für die Geschichtsschreibung, aber die Gegenwart ließ sich dadurch weder imponieren noch zu Dank bewegen. Nein, als dem „Befreier des Landes“ eine erbliche Dotation zugesprochen werden sollte, da brachte die Kammer sie zu Fall und machte daraus nur eine lebenslängliche Zuwendung, die Richelieu, vornehm wie er war, in der Form ablehnte, daß er sie ohne jede Kürzung dem Hospital in Bordeaux zukommen ließ. Aber nicht genug damit, es fanden sich sogar Cliquen, die ihm antinationales Verhalten vorwarfen, antinational, „weil er durch geschmeidiges Verhandeln und ohne einen neuen Krieg zu seinem Ziel gelangt war.“

Als jedoch 1821 der Herzog von Berry ermordet wurde und sich damit eine fast unüberbrückbar erscheinende innerpolitische Lage ergab, da erinnerte man sich schnell wieder an den „Dritten Richelieu“, appellierte an seine Vaterlandstreue und ähnliche unter solchen Umständen gefeierte Gefühle, gab ihm sämtliche Vollmachten und bewog ihn tatsächlich zur erneuten Übernahme der Regierung. Als Programm brachte er die innere Befriedung des Landes mit und war von dem Gedanken beseelt, möglichst wenig Gesetze zu machen, die die Leidenschaften des Volkes aufpeitschen könnten. Aber das war ja alles zu klar und zu vernünftig, als daß es den Beifall der Masse gefunden hätte! Man schrie nach „Ruhm“ und nach einer Methode, „durch Wunschträume das Volk zur Realität zu erziehen“. Das konnte und wollte Richelieu nicht. Und er war wohl selbst am wenigsten erstaunt, daß er erneut von der sogenannten Volksvertretung gestürzt wurde. Still und bescheiden zog er sich wieder, unter möglichster Vermeidung von Paris, ins Privatleben zurück und starb ganz plötzlich am 8. Mai 1822.

Selbst bei seinem Tode schlug ihm der Undank des Vaterlandes wie eine brandende Woge entgegen, und fast alle offiziellen Stellen blieben dem Leichenbegängnis fern, ja die Regierung strich sogar aus geplanten Veröffentlichungen den Satz „er hat Anrecht auf allgemeine Anteilnahme“, ebenso wie das Bedauern, mit dem Frankreich ihn als Minister habe abtreten sehen. Nur der russische Zar schrieb: „Ich beweine den Herzog von Richelieu als den einzigen Freund, der mir die ganze Wahrheit sagte. Ich bedauere seinen Tod für den König von Frankreich, der bei niemandem mehr eine so selbstlose Ergebenheit finden wird; ich betrauere ihn um Frankreichs Willen, das ihn zu wenig würdigte und dem er doch so große Dienste geleistet hatte und noch hätte leisten müssen.“ Einsam und bescheiden wie er gelebt, so starb der frühere Ministerpräsident und Außenminister, der Herzog von Richelieu. „Bewundernswertes, fast einzigartiges Schicksal, das ihn vor den Gemeinplätzen billigen Ruhms bewahrt hatte, die seinen Verdiensten um Frankreich entsprochen hätten und das ihn der Hochachtung einiger weniger Auserwählten vorbehielt“, so schreibt, voller Verachtung der sogenannten Öffentlichkeit, Fouques Duparc.

Gewiß, die Geschichte des „Dritten Richelieu“ ist der Betrachtung wert. Aber wenn sie heute im geschlagenen Frankreich erscheint und von Hand zu Hand gereicht wird, dann müssen wir etwas nachdenklich werden. Hier stellt sich die Frage an den geneigten französischen Leser: „merkst du etwas?“ Und das erscheint uns im Augenblick typisch für Frankreich zu sein: man greift in die verstaubten Regale

der Geschichte, zieht ein Aktenstück „Prüfungen" oder „Der Dritte Richelieu" heraus und hat damit den „Vorgang" für das Heute gefunden. Das heißt, man glaubt, ein Rezept gefunden zu haben, wie man eine Niederlage übersteht, Besatzungskosten und Besatzungstruppen abschüttelt und all das auf Kosten eines biederen Ministerpräsidenten und Außenministers, den man dann später sang- und klanglos sterben läßt. Noch mehr: man will den Eindruck vermitteln, ohne sich um die Erkenntnis des völlig neuen Begebens in der Welt zu bemühen, daß Frankreich etwas unerschütterlich Ewiges sei, in seinen Vorzügen und Nachteilen für die Welt liebenswert und aus der Welt überhaupt nicht fortzudenken. Weiter ist man, verallgemeinert gesprochen, bis zur Stunde auch im sogenannten „neuen Frankreich" noch nicht gekommen.

HEINZ FLÜGEL

Fausts Ende

Etwas ernst nehmen zu wollen, ist eine im Schrifttum neuerdings oft gebrauchte Redewendung, die, falls man sie nicht schlechtweg für überflüssig halten möchte, doch wohl nichts anderes besagen soll, als daß es gegenwärtig nicht so sehr auf literarische, rein ästhetische oder historische Gesichtspunkte ankomme, sondern zumeist auf die existenzielle Bedeutung oder, um es noch deutlicher zu sagen, auf den ethisch religiösen Sinn. Es ist keine Frage, daß für den seelisch Gefährdeten das rein Ästhetische und das Geistvolle keinen Reiz mehr besitzt, weil er nach dem Brot des Lebens verlangt. Plötzlich gewahrt er dafür, daß Worte, die vor hundert oder gar vor zweitausend Jahren gesprochen wurden, geradenwegs an ihn selber gerichtet zu sein scheinen; erschaudernd oder beglückt erkennt er, daß Gestalten, die er bislang in abstrakt historischer Weise gelten ließ, drohend oder verheißungsvoll unmittelbar vor ihm aufgestellt sind, und nicht ohne Erstaunen, wenn nicht gar mit Beschämung muß er sich eingestehen, daß vieles eindringlich zu ihm zu reden beginnt, was er vordem nicht ernst genug genommen hatte. Die Behauptung, daß dies auch mit dem „Faust", mit der Faustgestalt Goethes geschehen sei, mag manchem mutwillig vorkommen. Trug man doch den „Faust" als das Grundbuch der deutschen Seele jederzeit bei sich, und indem man sich schmeichelte, selber „faustisch" zu sein, steigerte man sich an der Gestalt der Goetheschen Dichtung ins Mythische. Es ist aber nachgerade deutlich geworden, daß der „Mythos" zum bequemen Tarngerät wurde für den sittlich neutralisierten Geist, und daß vieles um so fragwürdiger ist, je mehr man es zum Mythos erhöht hat.

Suchen wir uns also, unbeirrt durch den faustischen Mythos, die faustische Wirklichkeit zu vergegenwärtigen, wobei wir uns dessen durchaus bewußt bleiben müssen, daß die Faustdichtung als Ganzes, wie Goethe selber sagte, ganz etwas Inkommensurables sei! Keineswegs haben wir im „Faust" ein einheitliches Drama vor uns; vielmehr sind die beiden Teile der Tragödie aus einer Reihe mannigfaltiger, durch die eigentliche Faustfabel oft nur lose zusammengefügter Welt- und Lebenskreise gebildet, welche die verschiedensten Schaffensperioden Goethes widerspiegeln. Namentlich der zweite Teil ist in so reichem Maße großes Weltendrama, daß die Fausttragödie als solche mitunter schier in Vergessenheit

geraten zu sein scheint. Jeder einzelne Akt hat hier so sehr seinen eigenen Charakter, daß er, wie Goethe im Hinblick auf den vierten Akt zu Eckermann bemerkt, „wie eine für sich bestehende kleine Welt, das Übrige nicht berührt und nur durch einen leisen Bezug zu dem Vorhergehenden und Folgenden sich dem Ganzen anschließt". Erst der fünfte Akt lenkt aus dem „Generischen" wieder in das „Spezielle" ein, indem er das Faustdrama im Stile des ersten Teiles fortsetzt und beendet. Die Intention zu diesem letzten Akt ist denn auch nach Goethes eigener Aussage sehr alt; er selbst bezeichnete gegenüber Boisserée das Ende als „sehr groß und grandios geraten, aus der besten Zeit". In der Tat könnte sich, wie man mit Recht gesagt hat, der fünfte Akt unmittelbar an den fragmentarischen ersten Teil anschließen, ohne daß die Fausttragödie durch den Wegfall der vier Akte des zweiten Teils wesentliche Einbuße erleiden würde. Den fünften Akt, das Ende Fausts, gesondert von den vorangehenden Akten zu betrachten, erscheint demnach nicht nur berechtigt, sondern sogar geboten, weil allein in ihm das spezielle Faustproblem, der Pakt mit dem Teufel, gelöst wird.

Der erste Teil, für sich allein genommen, ist ein dramatisches Fragment und schließt mit einer schmerzenden Dissonanz, die allerdings gegenüber dem „Urfaust" insofern bedeutend gemildert ist, als das teuflische Verdammungsurteil über Gretchen: „Sie ist gerichtet!" durch die Stimme von oben: „Ist gerettet!" übertönt wird. Für die erste Aufführung in Weimar am 29. August 1829 hatte Goethe darüber hinaus, um die Dissonanz noch hörbarer in eine Harmonie aufzulösen, einen Engelschor hinzugedichtet, der hymnisch Entsühnung und Erbarmen für Gretchen verkündigt. Schließlich hat durch den „Prolog im Himmel" das ganze Drama eine neue, religiöse Bedeutung erhalten, so daß es sich nunmehr als ein Mysterium darbietet. Es scheint, daß Goethe zunächst an einen durchaus tragischen Ausgang, an ein völliges Scheitern Fausts gedacht hatte; der spätere Goethe dagegen in seiner „milden Art" ging ganz auf das Versöhnliche aus, und nur diese sich schließlich am Ende der Dichtung dem Charismatischen zuneigende Milde vermag uns den auf den ersten Blick wohl befremdlichen Beginn des zweiten Teils zu erklären. Wir finden Faust, nachdem er Gretchen im Kerker hatte zurücklassen müssen, in „anmutiger Gegend", „auf blumigen Rasen gebettet", umgeben von freundlichen Naturgeistern, die bemüht sind, „des Vorwurfs glühend bittre Pfeile" zu entfernen. Goethe hat in einem Gespräch mit Eckermann die Szene selber in der Weise interpretiert, daß man sich Faust gleichsam zu einem neuen Leben auferweckt zu denken habe, ohne daß hier nach Schuld und Sühne gefragt wird. Es ist das Mitleid der Erdengeister, der Elfen, die der „Unglücksmann" als solcher jammert — jenseits von Gut und Böse. Sie schaffen scheinbar Versöhnung, indem sie ihn die Greuel der verlebten Vergangenheit vergessen lassen: wirkliche Erlösung aber vermag nur jene „Stimme von oben", „die Liebe von oben" zu bereiten nicht durch Vergessen des Bösen, sondern durch Vergebung der Schuld. Die wahrhaftige Erlösung setzt insofern eine vollkommene Anerkennung der Schuld voraus: die Lösung des Faustproblems ist nur auf dem Wege der konsequenten Tragik möglich. Goethe hatte zwar in einem Briefe an Schiller bezweifelt, daß er selbst eine wahre Tragödie schreiben könne, und in einem vierunddreißig Jahre später an Zelter gerichteten Brief heißt es noch ausdrücklicher, daß ihn, da seine Natur konziliant sei, der reine tragische Fall nicht interessieren könne, welcher eigentlich von Haus aus unversöhnlich sein müsse; und in dieser übrigens so äußerst platten Welt komme ihm das Unversöhnliche ganz absurd vor. Nun aber hat Goethe sein großes Lebensdrama dennoch eine „Tragödie" genannt,

und, ohne uns auf eine Unterſuchung einzulaſſen, ob es erlaubt iſt, Tragödien erſten und zweiten Grades zu unterſcheiden, müſſen wir alſo beides ſehr ernſt nehmen, ſowohl die Tragik Fauſts wie ſeine Erlöſung.

Was man auch ſagen möge, das eine bleibt ohne das andere unverſtändlich, und das Mißverſtehen des fünften Fauſtaktes iſt zumeiſt auf die falſche Einſchätzung der Schuld und der Errettung Fauſts zurückzuführen. Es iſt üblich, in der gewaltigen Organiſationsleiſtung, welche Fauſtens Deichbau und Landgewinn darſtellen, die Erfüllung des fauſtiſchen Drangs zu erblicken. Dieſe Entwicklung des frommen Wahrheitſuchers zum techniſchen Organiſator, zum homo faber, ſcheint überdies den Weg des europäiſchen Menſchen zu ſymboliſieren, ſeine Selbſtvollendung, ja noch mehr: ſeine Selbſterlöſung durch das techniſche Werk. Andererſeits hat man es aber auch einen Verzicht genannt, daß der „titaniſche" Geiſt im Staatsdienſt ſeinen höchſten Augenblick erlebe, daß der weltdurchſtürmende Genius endige als — Spezialiſt. Unzweifelhaft hat Goethe ſelbſt an den großen techniſchen Projekten ſeines Zeitalters gerade in ſpäteren Jahren ſehr lebhaft Anteil genommen. Zu Eckermann ſagte er 1827 anläßlich einer Unterhaltung über die geplanten großen Kanalbauten durch die Landengen von Panama und von Sues und zur Verbindung von Donau und Rhein: „Dieſe drei großen Dinge möchte ich erleben, und es wäre wohl der Mühe wert, ihnen zuliebe noch einige fünfzig Jahre auszuhalten." Wir würden indeſſen fehlgehen, wenn wir unter Berufung auf ſolche Äußerung nunmehr Fauſtens Deichbau und Landgewinn als ein Bekenntnis Goethes zum Geiſt des techniſchen Zeitalters bewerten wollten; wie es denn in keinem Falle erlaubt iſt, einzelne Momente eines Dramas aus dem Zuſammenhang herauszulöſen und abſolut zu ſetzen. Vielmehr müſſen wir gerade dieſe eigentümliche Wendung des Dramas aus dem Geſamtplan der Tragödie heraus, ſofern wir überhaupt im „Fauſt" eine Tragödie zu ſehen gewillt ſind, zu verſtehen ſuchen, indem wir uns des Prologs im Himmel und vor allem des Paktes mit dem Teufel erinnern. Hätte es denn durchaus nichts zu bedeuten, daß auch dieſe letzte, gewaltige Anſtrengung des immer unbefriedigten fauſtiſchen Weſens im Bunde mit dem Teufel vollbracht wird? Wie die Tragödie im bibliſchen Geiſte beginnt und endigt, ſo fehlt es auch zwiſchendurch nicht an Hinweiſen auf bibliſche Parallelen, die uns belehren, in welchem Sinne wir die Verſe zu leſen haben. In ihrem innerſten Kern iſt ja doch die Fauſttragödie nichts anderes als eine große poetiſche Paraphraſe des bitter ernſten bibliſchen Motivs: die Verſuchung des Menſchen durch den Satan. Zuzugeben iſt wohl, daß der Goetheſche Mephiſtopheles ſchalkhafter geraten iſt, als jener Geiſt war, der in der Wüſte an den Heiland ſelber als Verſucher herantrat, um ihm die Herrſchaft über die Erde anzubieten, ſobald er den Satan anzubeten bereit ſei. Aber gerade auf dieſe Stelle des Matthäus-Evangeliums wird von Goethe im vierten Akt in Klammern verwieſen, da nämlich, wo Mephiſtopheles mit der Stimme des Satans zu ſeinem Gefährten ſpricht:

„Du überſahſt in ungemeßnen Weiten
Die Reiche der Welt und ihre Herrlichkeiten."

Auch jenes Reich und jene techniſche Herrlichkeit, an deren Anblick ſich Fauſt im fünften Akte ergötzt, hat er ja im Bunde mit den Dämonen gewonnen. Nicht nur, daß er das Recht auf den Küſtenſtrich den mephiſtopheliſchen Zauberkunſtſtücken, mit denen er dem Kaiſer im Kriege beiſtand, zu verdanken hat; das Werk ſelber, der rieſige Deichbau und die Kultivierung unfruchtbaren Meeresbodens, ſo poſitiv, ſo groß es uns auch erſcheinen mag, iſt ein Werk der Dämonen und ſteht

deshalb nicht unter dem Segen Gottes, sondern fällt unter den Fluch. Hierin nun offenbart sich uns deutlich der Tragik Fausts: seine Größe und seine Schuld sind untrennbar ineinander verschlungen. Das Große, was er verrichtet, er verrichtet es im Bund mit dem Satan. Es liegt nahe, hieran die Frage zu knüpfen, ob mit diesem dichterischen Gleichnis nicht insgesamt die Technik und Oganisation des „faustischen Menschen" gemeint ist, da dieser tiefer, als man es gewöhnlich wahrhaben möchte, den Dämonen verpflichtet ist: auch seine Technik ist zur Hälfte Magie. In der Eingangsszene des fünften Aktes, deren Wichtigkeit und Bedeutung Goethe in einem Gespräche mit Eckermann betont, kommt es in den unheimlich geraunten Versen der Greisin Baucis an den Tag, daß es bei dem gepriesenen Werk „nicht mit rechten Dingen" zuging:

„Menschenopfer mußten bluten,
Nachts erscholl des Jammers Qual.
Meerab flossen Feuergluten,
Morgens war es ein Kanal."

Bei jenen Menschenopfern haben wir nicht etwa zu denken an die in älteren Zeiten bei der Grundsteinlegung von Bauten vielfach dargebrachten sakralen Opfer; im Gegenteil: es sind die noch grausigeren Opfer gemeint, welche die Magie des modernen Menschen, seine Technik erfordert. Die einfältig fromme Greisin wittert es, was schon Gretchens reiner Mädchensinn gespürt hatte: „Gottlos ist er." Gottlos freilich nicht im Sinn des Gottesleugners, des Atheisten; gottlos aber insoweit, wie er sich der Magie ergeben hat. Magisches Denken, obschon oftmals eine irreführende Verbindung mit der Frömmigkeit eingehend, beruht im Grunde auf Glaubenslosigkeit: durch Magie will der Mensch erzwingen, was er nicht zu glauben, zu erhoffen, zu erwarten vermag. In solcher Verzweiflung flucht der Faust des ersten Teils dem Glauben, der Liebe, der Hoffuung und vor allem und am grimmigsten — der Geduld. Was es aber mit der Geduld auf sich hat, erläutert uns das Jesuswort: „In eurer Geduld werdet ihr eure Seelen bewahren" (Luk. 21, 19). Auf die genialische oder, besser gesagt, dämonische Unzufriedenheit Fausts fällt von hier aus ein erhellendes Licht, und wir entdecken in diesem „Erbteil seines Charakters" Züge, die dem modernen Menschen, dem „faustischen Menschen" überhaupt eigentümlich sind; denn dessen fast manische Verehrung des sogenannten Fortschritts setzt, religiös gesehen, gleichfalls jene furchtbare Absage an das Wesen des gläubigen Geistes, die Geduld, voraus. Das Prinzip des Fortschritts, der gesteigerten Leistung, dient dabei zu nichts anderem als zur Deckung jener rasenden Ungeduld, die Faust angesichts der Meeresbrandung befällt.

„Da herrschet Well' auf Welle kraftbegeistet,
Zieht sich zurück — und es ist nichts geleistet,
Was zur Verzweiflung mich beängstigen könnte,
Zwecklose Kraft unbändiger Elemente."

Die eigentliche Ursache des letzten faustischen Unternehmens ist, wie diese zur Motivierung des fünften Aktes beitragenden Verse aus dem vorangehenden Akt erkennen lassen, nicht die Bereitschaft zum selbstlosen Dienst, sondern die „Seligkeit im Befehlen", die selbstsüchtige Lust am Weltbesitz.

Dies wird uns vollends deutlich durch das Geschick, welches Faust dem frommen Urgreisenpaar Philemon und Baucis bereitet. Man würde es sich zu leicht machen, wenn man die Episode abtun wollte mit dem Hinweis darauf, daß nun einmal in der Welt nichts Großes ohne Leidenschaft vollbracht werde und daß Zwischenfälle

daher unvermeidlich seien. Die von Goethe nicht nur im Gespräch mit Eckermann, sondern auch im Text des Dramas selber ins Gedächtnis gerufene Ähnlichkeit Fausts mit dem biblischen König Ahab, der Naboth um seines Weinbergs willen beseitigen ließ, zeigt, wie schwer diese Philemon- und Baucisepisode wiegt. Allein die demütige Gelassenheit des Greisenpaares steht in einem nicht zu verkennenden Kontrast zu der gottlosen Unrast ihres gewaltigen Nachbarn. Es ist mehr als eine üble Laune, wenn Faust, den wir uns hier nach Goethes gelegentlicher Aussage als einen Hundertjährigen vorzustellen haben, sich durch die Hütte der Alten und die kleine Kapelle gestört findet; es ist vielmehr der dem faustischen Drange innewohnende Fluch, der den Hundertjährigen noch am Rand des Grabes schuldig werden läßt; denn Faust hat nicht Geduld genug zur — Gerechtigkeit:

„Laßt uns läuten, knien, beten
Und dem alten Gott vertraun!"

Mit diesen Worten treten Philemon und Baucis samt ihrem Gast von der Bühne; mit dem Fluch: „Verdammtes Läuten!" betritt dagegen der immer unzufriedene Faust zum ersten Male im fünften Akt, im Akt seines Todes, die Szene. Das unwiderstehliche, grausame Bedürfnis, den eigenen Riesenbesitz in jeder Richtung „abzurunden" — daran kann kein Zweifel bestehen — ist dämonischer Art:

„Die wenig Bäume, nicht mein eigen,
Verderben mir den Weltbesitz!"

Wenig verschlägt es, daß Faust, milder als der altisraelitische König, nicht an Beseitigung, sondern nur an gewaltsame Umsiedlung der beiden Alten denkt; auch entschuldigt es ihn nicht, daß er hinterher den unbesonnen wilden Streich verwünscht: der Befehl, die Alten von ihrem angestammten Platz zu entfernen, ist ungerecht und lieblos an und für sich, wenn er sich auch auf mephistophelische Weise rechtfertigen läßt:

„Was willst du dich denn hier genieren!
Mußt du nicht längst kolonisieren?"

Das Bündnis mit dem Verneinergeist und seinen drei gewaltigen Gesellen, Haltefest, Eilebeute und Habebald, wirkt sich hier am Ende, nachdem es dem Partner vorher zu weltdurchdringenden Abenteuern verholfen hatte, recht eigentlich erst verhängnisvoll und tragisch aus. In eben dem Maße, wie sich Faust im Vollgefühl seines Herrschertums dem Gefährten entfremdet, kommt in diesem die nackte Teufelsnatur zum Vorschein bis zur Grablegungsszene, wo er sich ganz und gar als Ausgeburt der Hölle gebärdet. Faust und Mephistopheles befinden sich also in einer für Faust unheilvollen Entsprechung zueinander; denn auch das Teuflische beginnt sich mehr und mehr in der Weise selbständig zu machen, daß es über den ursprünglich ihm von seinem Herrn gegebenen Auftrag hinaus das dem Befehl insgeheim innewohnende Böse in äußerster, frevelhafter Konsequenz verwirklicht. So geschieht es zu Anfang des fünften Aktes, wo Mephistopheles mit seinen drei gewaltigen Helfern von einer erfolgreichen „Handelsfahrt" wiederkehrt:

„Nur mit zwei Schiffen ging es fort,
Mit zwanzig sind wir nun im Port."

Denn:

„Man hat Gewalt, so hat man Recht."

Genau so geht es dann bei jener gewaltsamen „Umsiedlung" von Philemon und Baucis zu, die zusammen mit ihrem Gast, dem Wanderer, bei der gewaltsamen Aktion umgebracht werden, indessen sich Faust mit der fatalen Illusion beruhigt,

das alte Paar, an einen neuen, besseren Wohnsitz gebracht, werde nun, dank seiner „großmütigen Schonung" die späten Tage freudig genießen.

„Grad im Befehlen wird die Sorge groß", lautet ein, unter den Paralipomena überlieferter, geheimnisvoller Ausspruch der „Sorge". Je größer nämlich die Befehlsgewalt eines Mächtigen ist, desto geringer ist die Spanne zwischen Befehl und Ausführung des Befehls: was rasch geboten wird, wird zu rasch getan. Nichts von „Seligkeit im Befehlen": im Befehle lauert der Dämon, welcher verblendet. Und so schwebt denn auch im Drama selbst, kaum daß Faust angesichts des verlodernden Brandes von Kapelle und Hütte die Gewalttat verwünscht hat, mit dem Rauch von der Brandstätte her geisterhaft die Sorge zu ihm herein. Was die „Sorge" genau ist, läßt sich nicht einfach bestimmen: könnte man sie bestimmen, so wäre sie auch schon gebannt. Das Unbestimmte, Unfaßbare, Geisterhafte der Sorge ist es, was peinigt: sie ist allgemeine Angst, Angst vor der Dämonie des Daseins, Angst vor dem Tod. In der Sorge ist etwas von der Macht des Gewissens. Die konkreten Übel: Mangel, Not und Schuld — debitum, nicht culpa — finden zwar keinen Zugang zu dem Mächtigen, zu Faust; ein Befehl vermöchte sie davonzujagen, aber nicht die Sorge: „Grad im Befehlen wird die Sorge groß." Der Mächtige am meisten ist den Dämonen ausgeliefert. Furchtbare Paradoxie: der Mächtigste ist am wenigsten frei, sei es nun die Macht der Magie oder die Magie der Macht, die ihn der Freiheit, einfach Mensch zu sein, beraubt. „Noch hab' ich mich ins Freie nicht gekämpft", ächzt, vom dämonischen Spuk umgarnt, der Hundertjährige. Vielleicht würde er durch den Zauberspruch noch einmal die Sorge zum Schweigen bringen können; aber schon spürt er, daß eben dies ein Verhängnis ist, daß er sich der Magie ergab, und so bezwingt er sich selbst und redet sich zu: „Nimm dich in acht und sprich kein Zauberwort!"

Mit dieser entscheidenden Wendung, durch die sich Faust gewissermaßen seine Menschlichkeit zurückgewinnt, beginnt zugleich auch — und dies ist das Tragische — das Sterben Fausts. Die „Sorge" ist der Todesbote, und ihr Anhauch, durch welchen Faust geblendet wird, ist Atem des Todes. Der Hundertjährige freilich ist noch längst nicht zum Sterben bereit: den Todesboten, die „Sorge", weigert er sich anzuerkennen: „Wenn Geister spuken, geh' er seinen Gang." Todumschattet legt er nun im Gegenteil noch einmal ein imponierendes Bekenntnis zum diesseitigen Dasein ab. Die große Rede Fausts, mit der er der „Sorge" erwidert, aus dem Zusammenhang gelöst zum Lebensprogramm sich zu machen, mag dem Einzelnen überlassen bleiben; der dramatische Konnex indessen, die tragische Wechselrede mit dem Geist der Sorge, erfordert eine andere, vielmehr religiöse Deutung. Gegenüber dem Ernst der „Sorge" nämlich hört sich die Rede des uralten Faust wie blasphemischer Trotz an, und wir erkennen hieran, daß sich Faustens Schicksal, ungeachtet seiner Absage an die Magie, immer noch in der Schwebe befindet. Der Magie zwar hat er abgeschworen, das heißt: den dämonischen Mächten, nicht aber will er, in tragischer Verkennung seiner Todessituation, dem Reiche, welches er den Dämonen verdankt, entsagen. Sub specie aeternitatis betrachtet — und schon steht Faust trotz seiner Leugnung vor dem Angesicht der Ewigkeit — wirkt seine noch immer gärende Ungeduld — „Er, unbefriedigt jeden Augenblick" — wie Verblendung. Nichts ändert daran, daß einzelne dieser Sätze, eben als Programm für sich genommen, durchaus beherzigenswert sind:

„Er stehe fest und sehe hier sich um!
Dem Tüchtigen ist diese Welt nicht stumm."

In der tragiſchen Wechſelrede aber tönt nun die unheimliche „Litanei" „Sorge" dagegen:

„Wen ich einmal beſitze,
Dem iſt alle Welt nichts nütze."

Und hinter dieſen Verſen klingen auf die ernſten Worte des Evangeliums: „W hülfe es dem Menſchen, wenn er die ganze Welt gewönne, und nähme Schad an ſeiner Seele." Inwieweit Fauſtens Seele, indem er ſchuldig wurde, Schad genommen hat, darüber belehrt uns die offenbarungsreiche und ungeheuerli Szene, in welcher der geblendete oder, richtiger, der verblendete Übermenſch ſein höchſten Augenblick erlebt und ſtirbt.

Es muß, ſo darf man wohl ſagen, derjenige ſelber verblendet ſein, der die ti liche Ironie nicht wahrhaben will, durch die jedes Wort des Todgeweihten ein ihm ſelber nicht bewußten Hinterſinn empfängt. Des fauſtiſchen Weſens unſeli Befangenheit in der Endlichkeit konnte in der Tat auf keine andere Weiſe ſo ſic bar gemacht werden wie durch den Anblick der grauſigen Lemuren, die vom Teuf angeleitet dem Blinden das Grab ſchaufeln, indeſſen ſich dieſem, der am Gekli der Spaten ſich ergötzt, vor dem inneren Auge die Viſion eines durch ſeinen Befe neugewonnenen Rieſenreiches — „Räume für Millionen" — eröffnet. In ſein maßloſen „fauſtiſchen" Ungeduld ruft er, vom Zukunftsbilde berauſcht, nun no den Aufſeher, ohne zu merken, daß es der Teufel iſt, ſelber herbei, auf daß das Werk beſchleunige und neue Arbeitermaſſen durch Bezahlung, Belohnun Erpreſſung beſchaffe. Wahrlich, ein großartig Verblendeter und überdies au Taubgewordener; denn ſonſt hätte er die mephiſtopheliſche Randbemerkung ver nommen: „Du biſt doch nur für uns bemüht ..." In dieſer Art, dies müſſen wir wohl zugeſtehen, iſt der Übermenſch tatſächlich für den Satan bemüht, wie ver heißungsvoll uns auch das ehrlich große Wort des greiſen Koloniſators an muten mag:

„Solch ein Gewimmel möcht' ich ſehn,
Auf freiem Grund mit freiem Volke ſtehn."

Die begeiſternde Viſion iſt im Grunde, wenn wir uns noch einmal den tragiſchen Zuſammenhang und den fauſtiſchen Charakter mit dem Attribut der Ungeduld vergegenwärtigen, doch nur eine — Illuſion: auch hier würde ſich das Unrecht, was an Philemon und Baucis geſchah, tauſendmal wiederholen; kommt es doch Fauſt, dem Übermenſchen, zu allermeiſt auf das titaniſche Erlebnis ſeines Allver mögens an, auf die Seligkeit im Befehlen und auf die Gewißheit, daß die Spur von ſeinen Erdentagen nicht „in Äonen" untergehen kann. Und in dieſer Illuſion, im „Vorgefühl" ſolchen Glücks, ſcheint er nun wirklich, wie es der Teufel erhoffte, die höchſte Befriedigung, den höchſten Augenblick zu genießen.

Die Frage, ob damit Mephiſtopheles jene, die dramatiſche Einheit der Tra gödie bedingende Wette gewonnen habe, iſt ſogar von Juriſten unterſucht worden. In dem Pakt, den Fauſt im erſten Teil der Tragödie mit dem Teufel ſchloß, hatte er ihm ſeine Seele verſprochen, falls es dahin kommen würde, daß er in voll kommener Befriedigung zum Augenblicke ſage: „Verweile doch, du biſt ſo ſchön!" Die kritiſche Stelle in der Todesſzene ſelber lautet aber hypothetiſch: „Zum Augenblicke dürft' ich ſagen, verweile doch...", während es in einer früheren Faſſung geradezu hieß: „Ich darf zum Augenblicke ſagen..." Daß Goethe in einem Anfangsſtadium ſeines Entwurfes den Teufel die Wette gewinnen laſſen wollte, dafür ſcheinen auch einzelne hinterlaſſene Notizen zu zeugen; in der uns vorliegenden endgültigen Faſſung des Werkes — und ſie allein hat das letzte

Wort – bleibt aber auch hierüber die Entscheidung durchaus in der Schwebe, und man wird allenfalls sagen können, daß der Teufel die Wette halb gewonnen habe. Goethe selbst hat die Stelle in einem Briefe an K. E. Schubarth in gleicher Weise interpretiert und fügt in charakteristischem Tonfall hinzu: „– und wenn die halbe Schuld auf Faust ruhen bleibt, so tritt das Begnadigungsrecht des alten Herrn sogleich herein zum heitersten Schluß des Ganzen." Die wunderliche Bemerkung gibt zu bedenken, daß die menschliche Tragödie immer auch eine göttliche Komödie ist. Was dem Menschen ausweglos und darum durch und durch tragisch erscheint, kann in Gottes Augen nimmermehr eine Tragödie sein. Aus dem Geiste des „Prologs im Himmel" heraus mußte die Errettung Fausts, wenn seine Seele auch schon halb dem Teufel verpfändet war, von vornherein beschlossen sein. Der Teufel freilich hatte nicht mit dem Begnadigungsrecht Gottes, mit der himmlischen Liebe, gerechnet; und ohne die Liebe, daran läßt sich nicht deuteln, wäre Faustens Seele wahrhaftig verloren.

Nach Goethes eigenen Worten ist der Schlüssel zu Fausts Errettung in den Versen der Engel gegeben:

„Wer immer strebend sich bemüht,
Den können wir erlösen."

„Es steht dieses", so fährt Goethe in jenem Eckermann-Gespräch fort, „mit unserer religiösen Vorstellung durchaus in Harmonie, nach welcher wir nicht bloß durch eigene Kraft selig werden, sondern durch die hinzukommende göttliche Gnade." Verfälschen würde man den Sinn der gesamten Fausttragödie, wenn man diese nicht mißzuverstehende Aussage Goethes unterschätzte und die letzte ganz und gar christlich-religiöse Szene im „Faust" nicht so ernst nehmen wollte, wie es der Dichter selbst getan hat. Dann nämlich müßte man das Schwergewicht verlegen einzig auf die irdische Tätigkeit Fausts, auf sein titanisches Streben, sich selbst zu „vergotten", und hätte den transzendenten Epilog als „christliches Gleichnis" für ein „nichtchristliches Erlebnis" nur zu bedauern. Damit aber würde man Goethe auf eine Stufe mit Zacharias Werner stellen; denn gerade dieser war es, der Goethe aufs tiefste verletzte durch den Vortrag eines Sonetts, worin er den Vollmond mit einer Hostie verglich. Goethe habe sich völlig gehen lassen, berichtet H. Steffens, und habe sich in eine Heftigkeit hineingeredet, wie man sie sonst nie an ihm erlebt hatte. „Ich hasse", rief Goethe aus, „diese schiefe Religiosität. Glauben Sie nicht, daß ich sie irgendwie unterstützen werde. Auf der Bühne soll sie sich, in welcher Gestalt sie auch erscheint, wenigstens hier nie hören lassen!"

Doch auch ohne solches Zeugnis ist die echte Religiosität des „Epilogs im Himmel" erwiesen genug – nicht allein durch die großen Symbole der Frömmigkeit, sondern nicht minder durch den kleinsten, unscheinbaren Zug. ‚Una poenitentium', eine der Büßenden, ist es, welche die an Gretchens Gebet im ersten Teil wunderbar anklingenden Verse spricht; eine nachträgliche, eigenhändige Eintragung Goethes in die Haupthandschrift aber vermerkt hinter ‚una poenitentium': „sonst Gretchen genannt". Auch er, dessen Unsterbliches die Engel vorübertragen, ist, wie wir nun hinzufügen möchten, nichts anderes als ‚unus poenitentium, sonst Faust genannt'; denn verflüchtigt hat sich hier alles Irdische, alles Nichtige, Name und Ruhm. Nicht hat hier noch Gültigkeit der ichsüchtige Anspruch, daß die Spur des Mächtigen Äonen überdauern soll. Allein, daß er strebte, nicht was er erreichte, wird ihm von der Gnade Gottes zugute gehalten. Nach irdischer Berechnung dem Satan verfallen, weil er in der Illusion einer selbsterwirkten Unsterblichkeit

den höchſten Augenblick genoß, wird er errettet, weil Gottes überfließende Liebe, im „Ewig-Weiblichen" ſymboliſiert, auch in dem, was uns als furchtbare tragiſche Schuld erſcheint, einen Schimmer ſeiner göttlichen Liebe ſich widerſpiegeln ſah, das heißt: weil die menſchliche Tragödie in Wahrheit eine göttliche Komödie iſt.

WERNER BERGENGRUEN

DIE UMKEHR

Die wir von heiligen Maßen
wichen zu Gier und Gezänk:
erſt wenn wir vieles vergaßen,
werden wir wieder gedenk.

Was wir im blendungsvollen
Spiele vertan und verſchmäht,
liegt es in anderen Schollen
wartend ausgeſät?

Sproſſe die alten Kräuter,
Erde, aufs neue hervor!
O erwecke der Deuter
ruhmvoll ſchlummernden Chor.

Treten zum Sarkophage
wir nun abermals hin,
haben Beſchwörung und Frage
ſchon den verwandelten Sinn;

ſind wir gewiß, daß der Tote
aus der Schattenwelt ſteigt:
Unſere Opferbrote
wurden mit Blut geteigt.

LEBENDIGE VERGANGENHEIT

Adalbert Stifter (1805–1868)

Kein Wort wird ſo vieldeutig gebraucht, und keines iſt außer der Religion in dem Laufe der Zeiten ſo gemißbraucht worden, als das Wort: recht. Man ſagt: dieſes Kleid iſt mir recht — jener Menſch handelt recht — das Wetter iſt recht — die Rechnung iſt recht — die Obrigkeit hat ein Recht und ſo weiter. Ja, wenn Menſchen gegeneinander feindſelig ſind, ſo halten ſie alles für recht, was ſie gegen den Feind unternehmen, und alles für unrecht, was er gegen ſie unternimmt, wenn

es auch ganz das nämliche wäre. So tun es auch Parteien im großen, sie halten, wenn die Gemütsbewegungen einmal auf das höchste gestiegen sind, die größten Gewalttaten, selbst Mord, für recht, und doch wäre es grade ihnen am nötigsten, daß sie in einem solchen Zustande wüßten, was recht sei, und es auch übten. Bei allen Bedeutungen, die man dem Worte recht gibt, liegt immer das nämliche zugrunde, daß nämlich *recht* dasjenige sei, was einem Zwecke anpassend ist.

*

Der Mensch ist als Mensch auf der Welt, er hat einen freien Willen, mit dem er sich gut und glücklich machen, und mit dem er sich auch zugrunde richten kann, er hat hierzu ein Gewissen, welches ihm ohne Ausnahme vorschreibt, seine reine Menschlichkeit zu entwickeln, das heißt, so gut und so vollkommen zu werden, als es für einen Menschen möglich ist. Hiervon geht das Gewissen nie und nirgends ab, es stellt diese Forderung an sich selber immer und allzeit als Gesetz auf, weshalb wir sie auch das *Sittengesetz* heißen, und es verlangt, daß man diese Forderung durch eigene Kräfte, nicht durch fremde Beihilfe erfülle. Folglich gibt die Vernunft auch die Befugnis, zu fordern, daß man von andern nicht in Erfüllung dieses Gesetzes gehindert werde, und daß man die Hinderung mit Zwang hintanhalten darf, *und dies ist das Recht*. Weil aber jeder Mensch ein Gewissen hat, weil jeder nach der höchsten Vollkommenheit streben soll, so gibt die Vernunft jedem die gleiche Befugnis, in seiner Menschlichkeit nicht gestört werden zu *dürfen, und dies ist das allgemeine menschliche Recht*.

*

Recht ist ein solches Verhalten der Menschen, wodurch alle als Personen, das heißt nach höchster sittlicher Vollkommenheit strebende Wesen, nebeneinander bestehen können. Als oberstes Rechtsgebot könnte man es so sagen: Enthalte dich jeder Handlung, wodurch ein anderer in seiner Persönlichkeit, das heißt in seinem Streben nach sittlicher Vollkommenheit, gestört werden würde. Unser Heiland und Lehrer, Christus, hat es einst so ausgesprochen: „Was du nicht willst, daß es dir geschehe, tue du auch dem andern nicht."

*

Erstens ist das Rechtsgesetz ein *verneinendes* Gesetz oder ein *Verbot*; denn es sagt nur, welche Handlungen man nicht unternehmen dürfe, sagt aber nicht zugleich, welche man unternehmen müsse.

*

Die zweite Haupteigenschaft des Rechtsgesetzes ist, daß es nur lauter äußerliche Handlungen fordert und nicht verlangt, daß man dabei innerlich diese oder jene Gesinnung habe. Das Rechtsgesetz fordert, daß mich niemand in meinem Streben nach Vollkommenheit störe, daß er also äußerlich keine Handlung unternehme, wodurch ich gestört werde, hierdurch erreiche ich meinen Zweck schon, ob er die Störung gerne oder ungerne unterläßt, ich darf ihn nur zur Unterlassung der Störung zwingen, nicht zu einer gewissen Gesinnung, die mich nichts weiter angeht, und die er mit Gott und seinem Gewissen abzutun hat. Dadurch unterscheidet sich das Recht von der Tugend, daß dem Rechte schon durch eine äußere Handlung Genüge geschieht, die Tugend aber zur äußeren Handlung auch noch die gute Gesinnung fordert.

*

Wir haben gesagt, daß das Rechtsgesetz nur lauter Verbietungen enthalte; enthält es denn nicht auch Erlaubungen? Allerdings: Alles, was nicht im Rechtsgesetz verboten ist, ist rechtlich erlaubt. Alle jene Handlungen, wodurch nicht die Persönlichkeit eines andern angetastet wird, sind im Rechtsgesetze erlaubt, das heißt, das Rechtsgesetz ist auf sie nicht anwendbar, wie gut oder schlecht, wie töricht oder wie gescheit, wie schön oder wie häßlich die Handlungen auch sein können.

*

Das erste Recht, welches aus dem allgemeinen Rechtsgesetze fließt, ist das Recht auf die eigene Person, das heißt das Recht, vermöge welchem jeder Mensch beliebig über seine eigene Person verfügen darf. Die Ableitung aus dem allgemeinen Rechtsgesetze liegt nahe. Soll jeder Mensch den höchsten Zweck der Vervollkommnung mittelst seines freien Willens anstreben, und darf ihn hierin niemand hindern, so muß er eben seinen freien Willen auf seine eigene Person anwenden dürfen, um sie dem Zwecke der Vervollkommnung entgegen zu führen. Ob der Mensch gut oder schlecht über seine Person verfügt, ob er dumm oder verständig wird, ob er sich ausbildet oder nicht, ob er seine Gesundheit pflegt oder nicht, das liegt außer dem Rechtsgesetze, das geht rechtlich einen andern nichts an, das hat er vor Gott und seinem Gewissen zu verantworten, mit freiem Willen soll er seinen Geist und seinen Körper zu größter Vollkommenheit führen, und der freie Wille hierin darf ihm nicht benommen werden. Es versteht sich von selber, daß es Lagen und Ursachen geben wird, wo man nicht sein ganzes Verfügungsrecht über seine Person hat, ja wo man sogar mit seiner Person einem andern etwas leisten muß.

*

Kein Wort ist in der neuesten Zeit so oft ausgesprochen worden als das Wort Freiheit; aber man kann ohne Übertreibung behaupten, daß unter hundert, die es ausgesprochen, kaum einer ist, der weiß, was das sei. Viele meinten, weil wir unter der vorigen Regierung nicht frei waren, so gelte jetzt alles nicht mehr, was früher gegolten hat; andere meinten, die Freiheit bestehe darin, daß man alles tun dürfe, was man nur wolle, und daß, wenn früher Ausgelassenheit, Trunkenheit, Geschrei, Verwegenheit und dergleichen als schlecht und verachtungswürdig betrachtet wurde, dies jetzt nicht mehr der Fall sei, und daß der, der recht lärmt und sich ungebärdig stellt, der Allerfreieste sei. Wieder andere glaubten, jetzt dürfe man gar keine Begierde mehr unterdrücken; denn sonst sei man ja gar nicht frei, und manche, die sich gar keinen Begriff machen konnten, meinten zuletzt, die Freiheit sei etwas, was uns alle überhaupt glücklich mache, und jetzt sei es gut, man brauche sich nicht weiter umzuschauen.

*

Die menschliche Freiheit ist also etwas ganz anderes als pure Ausgelassenheit. Wir sind freilich in einem Stücke alle ganz gleich, aber nur in diesem einzigen Stücke, nämlich wir haben alle vor Gott die nämliche Pflicht, immer besser, rechtschaffener und sittlicher zu werden.

*

Diese Pflicht macht den Menschen zum Menschen und unterscheidet ihn von dem Tiere, das weder Tugend noch Laster kennt.

*

Das aber ist menschliche Freiheit, daß keiner den Menschen in der Pflicht der Sittlichkeit und Tugend stören darf.

*

Außer den zwei allgemeinen Merkmalen, daß man keinen Verstandlosen und keinen Schlechen zu einem Amte oder einem Vertreter wählen soll, gibt es noch andere, die zwar nicht gerade unverständig oder schlecht, doch aber so sind, daß ihre Wahl sehr bedenklich ist. Ich will einige Gattungen anführen. Wenn eine neue Zeit anbricht, in der der alte Gebrauch plötzlich umgeändert wird, so dringen natürlich immer zuerst die heftigen und ungestümen Menschen hervor, sie wollen gleich alles ändern, sie sind mit nichts zufrieden, sie wollen auch alles sehr schnell tun, gebrauchen gerne, wenn ihnen Hindernisse entgegenstehen, Gewalt und nehmen in ihrem Eifer jedes Mittel her, das ihnen tauglich scheint. Es ist natürlich, daß diese Leute nicht viel Zeit haben, die Mittel zu prüfen, daß sie dieselben schnell aus dem Zusammenhange mit andern Dingen herausreißen, daß so das Gebäude, wenn ich mich so ausdrücken darf, zu rollen anfängt, und daß endlich Einsturz und Verwirrung erscheint. Solche Leute sind es meistens, die die ersprießlichsten Verbesserungen, welche die Besonnenen und Vorsichtigen eingeleitet haben, wieder zugrunde richten; denn sie laufen herzu, greifen heftig die Sache an, wollen sie im Fluge abgetan haben, erregen Unruhe und Hast in vielen Köpfen, bringen oft alle Ordnung im Lande in Verwirrung, regen die Leute auf und machen, wenn die Unordnung groß geworden ist, nötig, daß man mit Gewalt wieder die Ordnung einführe, und daß bei dieser Gelegenheit manche Verbesserungen unterbleiben, die man sonst eingeführt hätte, weil man sich fürchtet, bei einer Veränderung laufen diese Menschen wieder herzu und machen wieder Verwirrung und Gefahr.

*

Eine andere Klasse von bedenklichen Menschen sind die Phantasten. Das sind solche, welche die Dinge der Welt nicht mit dem Verstand, sondern mit der Einbildung anschauen. Der Verstand nimmt die Dinge, wie sie sind, und leitet aus ihnen die Folge ab, welche natürlich aus ihnen kommen kann: die Einbildung aber betrachtet die Dinge gar nicht oder oberflächlich, sie hat nur Einfälle, betrachtet dieselben als wahr, handelt danach und irrt sich gewaltig. Solche Leute haben Hirngespinste, Phantasien, Bilderwerke und dergleichen in ihrem Haupte und hängen ihnen nach. Ihnen fallen auch viel mehr solche Dinge ein als anderen Leuten, weil sie immer innerlich mit sich beschäftigt sind, die anderen Leute aber äußerlich die Dinge betrachten müssen. Daß solche Menschen in Staatssachen sehr üble Wirkungen hervorbringen, ist begreiflich, weil der Staat aus lauter wirklichen, ins Leben greifenden Dingen, nicht aber aus Einbildungen besteht. Man wähle daher dergleichen Leute niemals zu Vertretern oder Ämtern.

*

Jeder Mensch sollte die Geschichten vergangener Zeiten lesen und lernen, daß er sie als eine Warnungstafel für seine Zukunft vor seine Augen hielte. In unsern Zeiten ist die Religion bedeutend gesunken; am meisten in großen Städten, wo man dem Menschen, gemeinen und hohen, alle Wege und Mittel der Lust und der Schwelgerei und der Ausschweifung an die Hand gibt, und ihn verdirbt.

*

Denke jeder nur nach, beobachte er die Zeiten und ihren Lauf, und er wird

finden, daß ich wahr rede. Wohin soll ein Weltteil kommen, der das Heiligste, was die Menschen haben, allgemach verderben läßt?

*

Ich habe unlängst den unerfreulichsten Gedanken ausgesprochen, daß vielleicht das westliche Europa auf dem Wege des alten römischen Reiches geht und seinen Untergang zu erwarten hat, ich habe einige Merkmale, in soferne es der Raum unseres Blattes gestattet, angeführt, welche mit den Merkmalen der damaligen unglücklichen Zeit große Ähnlichkeit haben, und habe versprochen, Mittel anzugeben, welche mir geeignet scheinen, dem Übel abzuhelfen und uns wieder auf eine bessere Bahn zu bringen.

*

Das erste und oberste Mittel ist, daß jeder Einzelne sich auf das strengste bemüht, in sein Leben Mäßigung im Genusse, Ordnung in jeder Handelsweise und Rechtschaffenheit im Umgange mit andern zu bringen. Hiermit verbinde er die Kenntnisse, die ihm in seinem Kreise notwendig sind. Tut jeder Einzelne das, dann werden wir alle Achtung verdienen, werden uns nie zu Verderben hinreißen lassen, werden fest zusammenhalten, denn die Guten haben immer vereinte Kraft, und werden so das Wohl aller viel fester gründen, als wenn jeder ohne Grenze dem nachgeht, was er für seinen Vorteil hält, und wodurch er das gemeinschaftliche Wohl und damit auch sein eigenes in Gefahr bringt.

*

Außer der Kirche, der Schule, den Gemeinden und Zünften gibt es noch eine Körperschaft im Staate, die auf Erziehung und Verbesserung der Menschen großen Einfluß hat, die Familie. Sie ist die natürlichste, festeste und innigste Körperschaft. Aus ihr, wenn sie gut ist, geht die höchste Würde des menschlichen Geschlechtes und die größte Vollkommenheit der Staatsform hervor.

*

Darum sehen wir starke Völker dort, wo ein reines Familienleben ist...; darum geht dem Sturze einer Nation immer ein zertrümmertes und entheiligtes Familienleben voraus. Als das alte Rom seine strenge Sitte in der Familie, im Hause und in der väterlichen Gewalt aufgab, als Mann und Frau nicht mehr mit Liebe aneinander hielten, sondern die Geschlechter sich nur Gegenstände der Lust waren, als die Kinder bloß so heranwuchsen, um auch, wie ihre Väter, oder noch mehr, zu genießen und zu schwelgen: da zerging die Gewalt und Kraft des Römischen Reiches, hatte nur nach außen noch ein wenig den Schein, und wurde endlich von Barbaren zertrümmert, die es haßten und verachteten.

Aus Adalbert Stifter „Gesammelte Werke in sieben Bänden", 6. Band: „Kleine Schriften" (Leipzig, Insel-Verlag), die in vorbildlicher Weise Max Stefl herausgibt.

GERHART POHL

„Unsterblichkeit"

Geleitwort zu einer Sammlung deutscher Denkreden*

Wenn mein Freund, der Hegemeister aus dem schlesischen Gebirge, der fast neunzig Jahre zählte, als wir unlängst seinem letzten Wege folgten, von den Zeiten seines Lebens sprach — und er sprach viel und mit bildnerischer Kraft davon — so bannte mich an den Geschichten vor allem eine Merkwürdigkeit: daß sie die Jahre wie im Fluge überbrückten und das vom Schleier der Geschichte längst verhangene Ereignis, das des Alten sonnenhelle Wirklichkeit gewesen war, uns jüngeren Hörern wie Nachrichten der neuesten Zeitung brachten. Da gab es keine Epochen, in sich geschlossene Bezirke des Gewordenen — die Jahre lebten eines aus dem anderen und waren, eingebettet in den Strom des Unaufhörlichen, von gleichem Wesen.

Die Kriege von 1864, 1866, 1870; Reichsgründung, Wohlfahrt des Aufstiegs, Weltkrieg, Wirrnis, Drittes Reich — an allem hatte der Alte erlebend teilgenommen, ob sein Vater die Düppeler Schanzen miterstürmt, er selbst als Hirtenjunge den Kanonendonner von Königgrätz gehört oder als junger Infanterist in der Sperrkette um das Versailler Schloß gestanden hatte. „Und als der alte Wilhelm starb, hat meine Frau geweint..." Wie von einem Verwandten, dessen Schicksal in unser Dasein greift, sprach der Hegemeister von dem Kaiser und fuhr nach einer Weile stillen Sinnens fort: „Ja, der Moltke..." Danach berichtete er wohl, wie er einmal in der Berliner Wilhelmstraße den greisen Feldherrn getroffen habe — „per pedes als ein schlichter Bürgersmann, und er dankte höflich meinem Gruß". Wann war das — gestern, letzten Winter? Hellmuth von Moltke war seit fünfzig Jahren tot.

Und da mein Freund aus dem wundersamen Drängen seines Volksstamms auch das Reich des Geistigen für sich aufgeschlossen hatte, waren ihm die Genien des deutschen Geistes vertraut und damit wieder — die vertrauten Gefährten seiner gesegnet langen Lebenszeit. In ihm gab es nichts, das nur aus dem Heute wirkte; eins war in das andere eingegangen, „alles — ein Fluß", wie er voll der Weisheit anmerkte, ohne die Weistümer des Menschengeschlechts im schulgerechten Sinne zu beherrschen.

Da ich den Worten aus dem ungebrochenen Gemüt meines alten Freundes lauschte (kostbar sind sie und werden kostbarer und kostbarer, die ungebrochenen Gemüter), stieg vor meinem inneren Auge allmählich der Plan zu einem Buche auf, wie eine sonnenüberglänzte Burg mit Türmen, Zinnen, Söllern und schließlich im vollen Prangen ihres Maßwerks vor dem darauf zuschreitenden Wanderer nach und nach ersteht.

Die Burg war das ewige Deutschland, und ihre Bausteine waren die deutschen Menschen, welche ihr wirkendes Leben zu Nutzen des Ganzen hatten einmörteln lassen in den unvergänglichen, niemals vollendbaren Bau. Friedrich der Große

* In Kürze erscheint unter dem Titel „Unsterblichkeit" eine von Gerhart Pohl besorgte Sammlung ‚Deutsche Denkreden aus zwei Jahrhunderten' (Berlin, Buchmeister-Verlag), welche bekannte wie unbekannte und in jedem Fall gewichtige Denkreden der deutschen Geschichte während dieser Zeit mit sicherem Takt und Gefühl für das Wesentliche zusammenfaßt. Die Schriftleitung.

und der große Goethe; Kant, Herder, Winckelmann; die Brüder Humboldt, die Brüder Grimm und der Freiherr vom Stein; Schleiermacher, Herbart, Savigny; Kaiser Wilhelm, Bismarck, Moltke; Jakob Burckhardt, Nietzsche, Wagner, Mommsen; Erich Schmidt, Adolf von Harnack, Theodor Wiegand; Fontane, Liliencron, Raabe, Stehr; die vielen, vielen Männer der Tat, der Forschung und der Formung — Bausteine waren sie alle geworden oder Träger, Mörtel und Gebälk.

Wie konnte man sie voneinander sondern, fragte ich mich, daß jeder das Besondere seines Wesens noch einmal strahlend erhelle — zu Frommen von uns Nachgeborenen, die wir im Kampfe, unserer Gegenwart handelnd wie leidend verschworen, der stärkenden Bilder bedürfen? Sollte man Bruchstücke ihrer Werke oder die zeitgenössischen Porträts aneinanderreihen? Müßiges Beginnen, dem das wirkliche Dasein und die Wahrheit ihrer Taten sich entzögen! Friedrich II. ist nicht groß, weil er geschrieben hat (obzwar seine Schriften die Größe seines Geistes widerstrahlen). Und die Bedeutung des Astronomen Wilhelm Olbers, die darin liegt, die Kenntnis des Sonnensystems durch zwei Planeten bereichert zu haben, vermöchte nur der Fachmann aus den hinterlassenen Berechnungen zu lesen.

Die Bilder unserer Großen schauend zu betrachten, ist freilich stets heilsam und lehrreich; in ihnen leben das Besondere und das Allgemeine auf eine überzeugende Art. Das Besondere des Einzelnen, das aus dem Ahnenerbe und den persönlichen Leiden, Kämpfen, Taten sich formt, ist nämlich zugleich das Allgemeine: das sich unaufhörlich wandelnde, ewig gleiche Gesicht des Deutschen.

Doch auch die Bilder vermitteln nicht das rechte Bild der Leistung, die aus Talent, Charakter, Arbeit des Dargestellten erwachsen ist. Hellmuth von Moltkes Kopf, wie ihn die Gipsbüste von Reinhold Begas geformt hat, verrät den zuverlässigen und genauen Denker (der Moltke allezeit war, ehe er der Lenker der Entscheidungsschlacht für das Deutsche Reich werden durfte). Das Bild der unvergänglichen Leistung also offenbart die Büste nur dem Kenner. Das nämliche gilt von dem romantischen Porträt, das F. G. Weitsch von dem siebenunddreißigjährigen Alexander von Humboldt geschaffen hat. Der kühne junge Mann mit den dunklen Augen voll des Traums, eine Blume in der Rechten und die Linke bannend überm Buch — er ist ein Aufgebrochener in das Abenteuer, das der finstere Hintergrund des Bilds beschwört. Doch der Abenteuer gibt es viele auf dieser abenteuerlichen Erde, und ein Aufbruch kann auch in das Reich der Töne, Farben, Worte führen. Nein, dieser Mann ist in die organische und anorganische Natur aufgebrochen; er zählt zu den gewaltigsten Persönlichkeiten der modernen Naturwissenschaft (was das Bildnis nicht ohne weiteres erhellt).

Ward ihm wie den anderen großen Deutschen kein Sinn-Bild ihres Wirkens, das noch heute packt und das Woher, Wie, Warum der Leistung erklärend klärt? Das wahre Sinn-Bild jedes Lebens wird aufgerichtet mit dem Tode. Sein Geheimnis, das den Abschied vom Diesseits wie das ewige Dasein aus dem Jenseits, das unsichtbare, immer gegenwärtige, umschließt, läutert den bescheidensten Menschen zur uns verpflichtenden Größe des Toten hinan. Die einfache Frau aus dem Volke, mag sie selbst untüchtig, launenhaft, zänkisch gewesen sein, wird im Augenblicke ihres Todes für die Kinder Verklärung und Geheiß: das Sinn-Bild ihrer Mutter. Dann könnte es geschehen, daß der Sohn im Kreise der Geschwister von der Verstorbenen wie von einem Wesen zage tastend spricht und unversehens ihren geheimnisvollen Kern erreicht, den die Jahrzehnte des Beisammenseins niemals

offenbarten. Schon erstrahlt das „reinere Leben“, das der Tod ist, und lichtet das Zufällige des Alltags in das „Wesentliche“ der Vollendung auf. Denn „ewig ist das Sein“ — ein unaufhörlicher Wandel der Formen. Und was das tröstliche Bewußtsein den mutterlosen Kindern gegeben hat, es war der Denk-Spruch des einen, der auf den Grund der Dinge stieß.

Dieser ist ungedruckt — im Herzen der Sippe erhalten.

Doch es gibt bewahrte Denk-Sprüche, Denk-Reden schwarz auf weiß, welche den nämlichen Vorgang von Verklärung und Geheiß vollzogen haben, auf daß den Brüdern, Söhnen, Enkeln das Sinn-Bild des großen Seins errichtet werde. Daraus ist die Sammlung „Unsterblichkeit“ erwachsen, welche Reden aus den letzten zwei Jahrhunderten zusammenfaßt.

Besondere vor anderen sind sie, die Angeredeten wie die Redner dieser Sammlung. Das wird jeder Leser ebenso wahrnehmen wie die beinahe bestürzende, tief beglückende Tatsache: daß sie allesamt die Züge einer Familie, der großen Familie unseres Volkes tragen. Im Leben haben sie einander zuweilen hart befehdet, sind ohne Verständnis und Kenntnis nebeneinander gestanden — die Pole an den Magneten der Schöpfung, die einzeln bleiben mußten, um das Gemeinsame zu bewirken. Nun ist die Spannung zum Werke gelöst; der Baustein ist eingemörtelt.

Nun ziehen sie herauf — ein liebenswerter, Ehrfurcht heischender Zug von Männern, die Geschichte machten — unsere Geschichte im allgemeinen weitesten und tiefsten Sinn des Wortes, das heißt: das Erbe schufen für uns, ihre Kinder. Ob sie die Krone des Reichs oder eines seiner Länder trugen oder als Diener des Ganzen das Steuer in Krieg und Frieden führen durften; ob ihr Streben dem bestirnten Himmel, Raum des Glaubens wie der Forschung, den zahllosen Wundern der Erde oder dem einen unfaßlichen Wunder des Menschengeistes galt: Kaiser und König, Staatsleute, Feldherren, Denker, Künstler in der Vielfalt ihrer Ordnungen — sie alle erstehen im Lichte des Gedächtnis-Spruchs.

Da redet der große Friedrich am Grabe des Verwandten; wir hören die „metallene Stimme“ und erleben die Seelengröße dieses einen Überragenden wie den geistigen Adel seiner Staatsidee. Wir nehmen an Herders eiferischem Kummer ob der Enge des in viele kleine Staaten aufgefetzten Deutschlands teil und erwärmen uns zugleich an seiner lauteren Beredsamkeit für Winckelmann. Eines zwanzigjährigen Studenten scheuer Spruch auf den geliebten Lehrer, der kein Geringerer als der größte Philosoph des Abendlandes, Kant, war, wird uns ebenso ergreifen wie die beiden Male der Erinnerung, welche der einsame Grillparzer, bitter ob der „geistesarmen Zeit“, für den einsamen Freund, den „letzten Meister des tönenden Liedes“, Beethoven, geschaffen hat. Und wer könnte sich der schlichten Predigt des schmerzerfüllten Schleiermacher am Grabe seines Kindes entziehn? Wer spürte nicht das gehärtete Bewußtsein der Verantwortung vor Zeit und Zukunft, das aus den Reden der Gelehrten auf Gelehrte strömt — des Philosophen, Astronomen, Mineralogen, Juristen auf den Kollegen derselben Disziplin, auch des Germanisten Jacob Grimm auf seinen Mitarbeiter Wilhelm (der zugleich sein geliebter Bruder war). Wie großartig gezügelt und ausgewogen ist diese Darstellung des Einzelnen und Gemeinsamen einer jahrzehntelangen Arbeit, die der Überlebende, selbst ein Greis, „mit etwas heiserer, oft unterbrochener Stimme“ (wie es der Neffe Herman Grimm überliefert hat) vor der Akademie der Wissenschaften gab! Wie seltsam und dabei aus dem gleichen Geist der Zuverlässigkeit wirkt der Grabspruch, den Jakob Burckhardt — treu einem alten Baseler Brauch — auf sich selbst verfaßte! Daneben der

Ausbruch Schellings am Schlusse eines physikalischen Vortrags — erste Verkündung des weltbewegenden Ereignisses, das Goethes Tod war; der rednerische Schwung Richard Wagners — das treue Bild seines Schöpfertums; die amtliche Mitteilung Bismarcks vom Tode des Kaisers vor dem Reichstag — ein paar karge Sätze, die das Unmittelbare des großen Vorgangs uns Nachlebenden erschütternd nahe bringen. Endlich die vielen Künstler-Kameradschaften, deren Ende im Leben öfters die Denkrede ist. Den Schmerz ob dieser Auflösung einer Kampfgemeinschaft hat Gerhart Hauptmann am Grabe Walter Leistikows in den Sinnspruch gefaßt: „Einen Freund verlieren, heißt ein Stück Welt verlieren...“

Fast vierzig Reden sind aus Sammlung und Sichtung hervorgegangen und in dem Buch „Unsterblichkeit“ vereint. Sie sind, wie sie nicht anders sein könnten, unterschiedlich nach Gehalt und Form: Tiefe und Weite der Gedanken, Leidenschaft der Empfindung, Reife und Sicherheit des Ausdrucks.

Was sie alle zu der Einheit bindet, welche die Grundlage einer Sammlung sein muß (so diese nicht ein Beieinanderstehn der Zufälligen und Grundverschiedenen wie auf einer Straße werden soll) — es ist ihre Haltung. Denk-Reden unterscheiden sich von anderen Reden vornehmlich dadurch, daß sie keinem Zwecke dienen. Der Staatsmann spricht aus Führermacht und Führerwillen — erläuternd, geißelnd und befeuernd; des Lehrers Worte dienen der Lehre, der Erziehung; des Predigers — dem rechten Glauben. Der Sprecher an der Bahre steht zwischen Mensch und Gott. Er spürt den ersten Hauch des Ewigen und atmet das Verborgene ein, die Gewißheit für den Toten. Zugleich ist er ein Teil des Lebens in der Runde — Wortführer ihres pausenlosen Ringens um den morgenden Tag. Unversehens wird sein Spruch sich nach Lessings Leitsatz richten: „So ganz nur Mensch!“, und was an Widerspruch, Kleinkampf, Enge den vordem Lebenden (wie jeden Lebenden) umschloß, ist mit einemmal abgerundet und geläutert: das klar erschaute Wesen eines Menschen.

Das ist der Augenblick der Verwandlung — Niederlage und Triumph, das Wunder der Auferstehung. Davon handeln alle Totenreden, unbewußt öfters als bewußt und immer raunend vom Geheimnis.

Das bestimmt auch ihre Sprache, die von der Flamme des Herzens durchglüht und gereinigt ist. Schelling war ein Schriftsteller von „dunkler Anmut“ (Scherer); Klareres als den Spruch auf Goethes Tod dürfte sein Werk nicht aufzuweisen haben. Der spöttische Kämpfer Friedrich Theodor Vischer — wie behutsam zärtlich hat er den müden alten Mörike in das Grab gebettet und damit eine Seite seines Wesens offenbart, die das übrige Werk nicht oft verrät.

Überhaupt flutet ein seltener Reichtum auf den Seiten des Buches wie die Flöße auf dem großen Strom des Ostens — Traft hinter Traft, Tafel neben Tafel, Stamm an Stamm, und jeder ist ein rundes volles Stück Natur, das eben noch im Schoß der Erde wurzelnd und nach dem Himmel strebend, mit den Brüdern seiner Art einen Wald gebildet hat. So stehn in diesem Buch die Kostbarkeiten dicht an dicht gedrängt — Kostbarkeiten des Herzens, Hirns, Charakters... des Menschen, der mit den Brüdern seiner Art ein Volk gebildet hat und — bildet. Denn einer wirkt sich in den anderen.

Schaut man sie, wie sie in dem Buch versammelt sind, in *ein* Bild zusammen, so spürt man, wie reich das deutsche Volk ist. Das Gefühl löst ein anderes, womöglich noch mächtigeres aus: das wunderreiche des Bleibens und Wachsens im unaufhörlichen Wandel der Zeit — der Unsterblichkeit. So ist der Titel des Buches „Unsterblichkeit“ gemeint.

PAUL FECHTER

Eduard von Hartmann

Zum 100. Geburtstag

Das Jahr 1869 ist ein wunderlicher Einschnitt in der geistigen Entwicklung nicht nur des 19. Jahrhunderts. In diesem Jahre, als noch niemand an die Möglichkeit eines nahen Krieges dachte, fand in München die berühmt gewordene Internationale Kunstausstellung statt, aus der sich jene Begegnung zwischen Leibl und Courbet ergab, bei der die Unterhaltung mangels einer gemeinsamen Verkehrssprache durch begeistertes Aneinanderreiben der beiderseitigen Maßkrüge ersetzt wurde. Im gleichen Jahre erschien die „Philosophie des Unbewußten" von Eduard von Hartmann, die ebenso ein Abschluß war, wie die Ausstellung in München und das Zusammentreffen der beiden großen Maler ein Anfang. Die Münchner Internationale von 1869 war die erste Fanfare des Modernen, Beginn der von der Tradition und ihren Bindungen sich lösenden, auf Gegenwart und ihren Ausdruck gestellten Malerei; das Werk Eduard von Hartmanns war später Ausklang der klassischen Zeit der deutschen Philosophie, letzter Versuch einer Weltdeutung von der Objektivität des Denkens her, zu einer Zeit, da die Dichtung in Begriffen sich anschickte, eine ähnliche Wendung zum Leben hin zu nehmen, wie sie in der Malerei in München bereits als vollzogen sich darstellte.

Eduard von Hartmanns Philosophie des Unbewußten, obwohl im Geburtsjahre der europäischen Moderne erschienen, war schon insofern Kind und Abschluß einer großen Vergangenheit, als sie den heroischen Versuch unternahm, die beiden feindlichen Mächte der spätklassischen Zeit, Hegel und Schopenhauer, versöhnend zu vereinen. In Hegel gipfelten die Versuche, vom Geist und mit den Mitteln des Geistes die Welt allgemeinverbindlich nicht so sehr zu durchleuchten, als zu demonstrieren. Bei ihm deutet der Geist die Welt nicht nur, sondern stellt sie in der Identität mit sich dar — als Geist. Bei Schopenhauer versinkt diese Allgemeinverbindlichkeit von oben; der Geist zieht sich aus der Welt in die erhabene Irrealität des Ideenreiches zurück — und eben in die Eroberung des ihm Wesensfremden, das der Verfasser der Welt als Wille und Vorstellung ihm in seinem Weltwillen entgegengestellt hatte. Schopenhauer verläßt bereits die reine Welt der Abstraktion und greift in die des Lebens, d. h. des Ungeistigen, hinüber. Er leiht sich den Willen von der Biologie und gibt ihm die Wendung ins Philosophische, indem er ihn von dem Individuum ablöst und zum Ding an sich, zum kategorienfreien Absoluten erhebt. Hegel war mit der Welt des Geistes, die im Todesjahre Goethes auf lange hinaus zerbrach, versunken bis zum Aufgehn im billigen Spaß des Kommersliedes: Schopenhauer hatte, getragen vom steigenden Gefühl des Kulturpessimismus der sterbenden bürgerlichen Welt, auf der ganzen Linie gesiegt. Nun kommt Eduard von Hartmann, sieht das Gefährliche in diesem Dualismus und macht den heroischen und zugleich vergeblichen Versuch eines Ausgleichs der Gegensätze durch Vereinigung des Unvereinbaren. Er nimmt Hegels Geist und Schopenhauers Willen, macht beide zu Attributen des Unbewußten, das von ihm aus seinen Siegeszug durch die mehr oder weniger populäre Psychologie angetreten hat, und versucht so die schicksalhafte Zweiheit im Postulat der Einheit aufzuheben. Sein Freund und späterer Gegner Julius Bahnsen unternimmt das gleiche Wagnis: er wittert aber viel stärker als Hartmann das Unvereinbare, den unüberbrück-

baren Widerſpruch in dem Verſuch und nimmt dieſen Widerſpruch ohne Beſchönigung in ſein Weltbild hinein, in dem er den einen Willen Schopenhauers zerſpellt in die Vielheit ſeiner Willensmonaden und jede dieſer Monaden unter das Schickſal innerer dialektiſcher Spaltung ſtellt, ſie in ein Ineinander von Wollen und Nichtwollen zerlegt. Eduard von Hartmann geht als Moniſt ans Werk, Bahnſen mit viel ſtärkerem Inſtinkt für das Zeitgemäße als Pluraliſt. Über das Dekret der Vereinigung der feindlichen Welten kommt keiner von beiden hinaus: Bahnſen ſcheint bereits die kommende Wendung zur Neubegründung des philoſophiſchen Daſeins auf dem zu ahnen, was man heute das Exiſtentielle nennt, während Eduard von Hartmann zum letztenmal auf dem Weg der überperſönlichen Abſtraktion verſucht, Welt und Leben in ein allgemeingültiges großes Fresko in Begriffen zu faſſen.

In dieſer Haltung liegt ſeine Tragik und ſeine Größe. Er entwickelte noch einmal die im Laufe des Jahrhunderts verlorengegangene, von anderen Bereichen des Lebens aufgeſogene Kraft des Weltdenkens vom letzten Allgemeinen aus, die große Viſion im Unperſönlichen: er brachte ſie in einer Zeit, in der das Leben in ſeinen vitalen geiſtigen Bezirken längſt eine andere Wendung genommen hatte. Er wurde mit ſeiner Philoſophie des Unbewußten über Nacht berühmt, und das mit Recht: bei ihm und bei Julius Bahnſen wirkt ſich noch einmal die verklingende Kraft des Denkens an ſich aus, das, vom Ich fort nach außen gerichtet, dem Philoſophiſchen die Würde eines Reiches jenſeits von Erfahrung und Einzelwiſſenſchaft, ja im Grunde jenſeits aller Störungen der menſchlichen Exiſtenz als ſolcher zu geben verſucht. Er ſchuf ſein Werk zu einer Zeit, die dem Denken der Welt die Richtung von außen nach innen gab: wenig ſpäter trat der junge Nietzſche auf den Plan, deſſen Meiſter ebenfalls Schopenhauer hieß, der aber der philoſophiſchen Welt als erſter jene unmittelbare Beziehung auf den Menſchen gab, der ſie in eine unendlich viel nähere Beziehung zum Leben brachte, als es bis dahin je erlebt war. Hölderlin hatte Hegels abſoluten Geiſt bis in die dichteriſche Sphäre ſeines Glaubens an den Vater Äther getragen; Kleiſt war der Einzige, für den Kants Tat Erſchütterung der inneren Welt, Angelegenheit des Lebens wurde. Mit Nietzſche nahm das Denken dieſe ſonſt vereinzelte Wendung zum Leben ſelbſt bereits grundſätzlich: nicht mehr von der Abſtraktion, ſondern von der letzten inneren Erfahrung nahm die Deutung der Welt nun ihren Ausgang. Als Hartmann ſeine Philoſophie des Unbewußten ſchuf, hatte Kierkegaard bereits ſein Entweder – Oder geſprochen und den Begriff in das Leben geſtellt, der treibendes Agens der entſcheidenden denkeriſchen Bewegungen von heute werden ſollte: die Angſt. Dem Abſtrakten wurde die konkrete Wirklichkeit des Inneren entgegengeſtellt: der Menſch als Lebeweſen, nicht nur als ens cogitans, wurde tragendes Element auch der Philoſophie. Es hatte einen guten Sinn, daß Eduard von Hartmann, trotz aller Auseinanderſetzungen mit der großen naturwiſſenſchaftlichen Welle ſeiner Zeit, eine bedeutende Geſchichte der Metaphyſik ſchrieb: ſie fand in ihm und ſeinem Werk in der Tat einen wenigſtens vorläufigen Abſchluß, ſeltſam überſtrahlt bereits von Begriffen aus der immer ſtärker heraufſteigenden Welt des äußeren Lebens, das weder mit Philoſophie noch gar mit Metaphyſik viel zu tun hatte.

Wie Bahnſen ſtand Eduard von Hartmann, als er den Roman vom zeitloſen Schickſal des Unbewußten ſchrieb, bei all ſeiner Geiſtigkeit doch ſtärker unter dem Banne Schopenhauers als Hegels. Er blieb bei der negativen Wertung des Daſeins: der Weltprozeß iſt ihm zwar die Fleiſchwerdung, das Leiden und die Erlöſung des Abſoluten, das Endergebnis der Betrachtung aber bleibt im Peſſimis-

mus Schopenhauers stecken. Die Lustbilanz, der erfahrungsmäßige durch Rechnung festzustellende Überschuß der Unlust über die Lust, geht negativ aus, wenn ihr auch ein Hegelrest gegenübersteht, der die Welt mit allem Leiden doch als die beste der möglichen Welten zu retten sucht. Der Begriff Lustbilanz aber führt aus den Bereichen der Metaphysik ins fast Geschäftliche: es ist, als ob die Wendung der Zeit zum Wirtschaftlichen hin eine erste Spiegelung im Abstrakten hervorgebracht hat. Die Zeit ist zuletzt stärker als der Einzelne: wenn eine geistige Welle verklungen ist, steht, was nachkommt, unter der Induktion der nächsten, auch wenn sie noch kaum im Realen erkennbar ist. Gestalt und Schicksal Eduard von Hartmanns sind ein nachdenklicher Beleg für diesen Rhythmus im Geistigen, der am deutlichsten bei den Erscheinungen sichtbar wird, die ihre Geburt an einen Knotenpunkt des Ablaufs gestellt hat.

Rundschau

Das deutsche Bild des Krieges. Ludwig von der Marwitz, dem bekanntlich Harald von Koenigswald in seinem Buche „Pflicht und Glaube" ein prachtvolles Denkmal gesetzt hat, durch das das Bild dieses echt preußischen, echt christlichen und wahrhaft konservativen Edelmanns in das rechte Licht gerückt wurde, geriet im Januar 1807 in Königsberg mit dem englischen Gesandten Hutchinson, mit dem ihn freundschaftliche Beziehungen verbanden, heftig zusammen, da der Engländer Friedrich den Großen auf eine Stufe mit Napoleon stellte und ihn einen Bösewicht und großen Schurken nannte. Hutchinson blieb die Beweise für seine Behauptung schuldig, Marwitz klärte ihn, freilich ohne ihn überzeugen zu können, über Friedrichs Bedeutung auf, fügte aber gleichzeitig nach den „Lebensnachrichten" hinzu, daß er künftig nach diesem Vorkommnis nicht mehr sein Gast sein könne. Schon damals also war es die Ansicht einiger Engländer, wie wir es auch heute wieder beobachten müssen, daß Friedrich der Große ein Mann der rohen Gewalt und nicht des Rechtes gewesen sei. Ein Vorwurf, den man dann von gegnerischer Seite auf alle Deutschen ausdehnen möchte. Nicht ungefährlich, weil bei der kritiklosen Weltöffentlichkeit solche irrigen Auffassungen zu schwerwiegenden Argumenten feindlicher Propaganda werden können. Deshalb ist es sicherlich nützlich, wenn in einem Buche „Das Bild des Krieges im deutschen Denken" (Stuttgart, W. Kohlhammer. RM 12,—) unter der Herausgeberschaft von August Faust sich eine Reihe deutscher Universitätsprofessoren in unterschiedlichen größeren Abhandlungen zu diesem Thema äußern. In Friedrichs Politischem Testament stehen wohl einige Sätze, die den Gegnern Argumente liefern könnten, wenn man sie oberflächlich auslegt. Aber das heißt eben an der Oberfläche bleiben und völlig verkennen, daß Friedrichs des Großen Hauptziel das Glück seiner Untertanen und seines Landes war und daß Marwitz mit vollem Rechte seine Gleichsetzung mit Napoleon als Beleidigung empfand. Nirgends in dem Denken großer Deutscher findet sich eine Lobpreisung der Gewalt und des Krieges schlechthin als ihrem willkommenen Mittel. Nicht bei Clausewitz und nicht bei Moltke, ebensowenig bei Bismarck, der der Politik den absoluten Primat auch in der Kriegführung zuerkannte. Ebensowenig huldigen die großen deutschen Geschichtsschreiber

einer solchen Ansicht. Ranke war alles andere als ein Lobredner der rohen Gewalt, und niemals hat er dem Kriege um des Krieges willen das Wort geredet, der nach ihm für den Staat lediglich Mittel zur Selbstbehauptung sein dürfe, ein Mittel, das allerdings nur dann Erfolg verspricht, wenn es in den Dienst der moralischen Kräfte der Gesamtheit gestellt wird. „Ganz gewiß entfesselt der Krieg auch die rohen Leidenschaften der Völker. Er ist eine Tat des Gesamtwillens, die gewaltsame Form der Politik; wird er geleitet von einer frivolen Staatskunst, so dringt die Unsittlichkeit in alle Glieder des Heeres ... Der feiner gebildete Mensch sieht zwar ein, daß er feindliche Gegner, deren Tapferkeit er hoch achtet, töten muß, er fühlt, wie die Majestät des Krieges gerade darin besteht, daß hier ohne Leidenschaft gemordet wird; darum kostet ihm doch dieser Kampf viel mehr Überlegung als dem Barbaren." So schreibt Heinrich von Treitschke. Und weiter: „Die Soldaten opfern der Pflicht nicht bloß ihr Leben, sie opfern, was schwerer wiegt, auch das natürliche Gefühl, den Instinkt der Menschenliebe, den Abscheu vor dem Blute." Natürlich steht auch bei Theodor Mommsen keinerlei Verherrlichung irgendwelcher Brutalität und nackter Gewaltherrschaft. Wenn auch überall die furchtbare und ernste Unvermeidlichkeit von Kriegen bejaht wird, so findet sich nirgends seine Lobpreisung schlechthin. Hans Delbrück schreibt: „Wohl kann man sagen, über alle Schrecken des Krieges erhebt sich der Heldenmut, der stärker ist als der Tod und das eigene Leben hingibt durch die Pflicht, und deshalb ist der Krieg keineswegs bloß eine barbarische, sondern auch eine hohe ethische Erscheinung. Aber man darf nicht um des ethischen Wertes willen den Krieg erhalten und führen wollen, wenn er sonst vermeidbar und abschaffbar wäre." Auch der große Feldherr Erzherzog Carl wurde, wie Reinold Lorenz in einem ausgezeichneten Aufsatze dieses Buches ausführt, von höchsten ethischen Motiven geleitet. Ihm waren Soldaten keine Maschinen und ihre Pflichten keine militärischen Puppenspiele, er wußte, daß eingedrillte Manneszucht im Ernstfall nur verbindlich sein kann unter einem nach Talent und Charakter großen Führer. Er predigt die Notwendigkeit der menschlichen und geistigen Vervollkommnung militärischer Führer und wußte aus der Geschichte, daß gebildete Heerführer schon öfter rohe Genies besiegt hätten. Wir verstehen gut, wie Goethe sich für die Persönlichkeit des österreichischen Erzherzogs begeisterte, denn Erzherzog Carl erfüllte selber die von ihm an den Feldherrn gestellte Forderung, indem er als Mensch sich allein durch Selbstbeherrschung über alle Anwandlungen körperlicher Krankheit und allen Zwiespalt in und außerhalb seiner Persönlichkeit erhob und die große Tugend der Selbstbeherrschung und Mäßigung übte. Wenn ein Mann wie Ludwig von der Marwitz sich gegen die Herabsetzung des Großen Königs durch Gleichstellung mit Napoleon wehrte, so brachte er darin eine Anschauung zum Ausdruck, die für die großen deutschen Denker allgemein verbindlich war: daß ein Krieg nur mit zureichendem Rechtsgrunde geführt werden dürfe und das Recht nur das sei, was der strengsten sittlichen Forderung, bei Marwitz seinem Gottesglauben, Genüge tue. Über Friedrich den Großen schrieb Treitschke: „Die Friedensliebe des hohenzollernschen Hauses war auch in seinem größten Kriegsfürsten lebendig. Friedrich schätzte die Macht, doch nur als ein Mittel für den Wohlstand und die Gesittung der Völker; daß sie jemals Selbstzweck sein, daß der Kampf um die Macht als solche schon historischen Ruhm verleihen sollte, erschien ihm als eine Beleidigung der fürstlichen Ehre."

Punktuelles Denken. Ein Konversationslexikon ist ein wunderbares Buch. Nächst der Bibel sicherlich das wichtigste und verbreitetste Buch der neueren

Menschheit. Und doch findet man in ihm oft gerade für die einfachsten Fragen keine oder keine befriedigende Antwort. Will man zum Beispiel unter dem Buchstaben D nachsehen, was eigentlich Dummheit ist, dann schweigt der gute alte Meyer von 1870. Nach dem „Neuen Brockhaus in vier Bänden" aber ist die Dummheit 1. Mangel an Urteilskraft, 2. unüberlegte Handlung. Der „Große Herder" nennt sie Beschränktheit, Schwäche des Verstandes, die noch nicht Schwachsinn ist, und führt als besondere Formen der Dummheit auf: Begriffsstutzigkeit, Mangel an Fassungskraft für höhere Begriffe und Wertungen; Dummdreistigkeit, die Dummheit mit Selbstgefühl verbindet; Dummstolz, der Äußerlichkeiten (Rang, Geld) überschätzt; Dummpfiffigkeit, Listigkeit z. B. in Fragen des Profits bei sonst allgemeiner Dummheit. Vielleicht, daß früher die Bearbeiter eine solche Frage selber schon für eine ausreichende indirekte Beantwortung gehalten haben? Oder hat heute die Dummheit gegen frühere Zeiten zugenommen, so daß sie jetzt lexikonreif geworden ist? Jedenfalls hat es seinen Reiz, über die Dummheit und ihr metaphysisches Wesen nachzudenken. Es ist schon etwas wert, dieses ihr Wesen nur erst einmal definieren zu können, also zum Beispiel indem man sagt: Dummheit ist der Mangel an Verstand. Eine immerhin brauchbare Definition, die nur den Nachteil hat, unser Denken etwas eilfertig gleich eine Tür weiter zu schicken, hinter der die nächste Frage, was denn nun Verstand sei, schon ungeduldig auftaucht und ihrerseits beantwortet werden will. Weniger aus einer so fortgeführten spekulativen Besinnlichkeit als aus der einfachen Praxis des modernen Lebens möchte uns nun auf diese neue Frage die Antwort kommen, daß Verstand in erster Linie die Fähigkeit zum Schließen und daß also Mangel an Verstand oder Dummheit die entsprechende Unfähigkeit sei. Jemand „ist ein Verbrecher". Ein Verbrecher ist ein verworfener Mensch. Der „Jemand" verteidigt aber sein Vaterland. Ergo verteidigen Verbrecher ihr Vaterland, ergo ist Vaterlandsverteidigung mit Verworfenheit vereinbar? Zu den jüngsten „Verbrechern" dieser paradoxen Struktur sind bekanntlich die Japaner im fernen Osten von der angelsächsischen Propaganda dekretiert worden, nachdem ihnen andere Länder vorausgingen. Daß eine solche Propaganda in der Welt noch so große Wirkung hat, eben das scheint uns nun mit nichts anderen als mit der immer wieder grenzenlos erstaunlichen Unfähigkeit zahlloser Menschen zum Schließen erklärbar. Um dies richtig zu verstehen und in seiner Bedeutung abmessen zu können, geht es aber nicht umhin, einige Worte über das Wesen und die Natur des Schließens, diese wunderbare und den Menschen als einen solchen erst auszeichnende Fähigkeit zu verlieren, über die es seit Aristoteles eine eigene, ausgebreitete, nur interessanterweise ebenfalls in der neueren Zeit bis zur Vergessenheit in Verfall geratene Wissenschaft gibt. Ein Schluß entsteht bekanntlich dann, wenn wir zwei Urteile in Beziehung setzen und aus dieser zeugerischen Beziehung ein drittes Urteil gewinnen. Wer nicht schließen kann, hat somit gleichsam keine gedankliche Zeugekraft, was, obwohl es nur ein bildlicher Vergleich ist, seine Bestätigung darin findet, daß in der Tat dem männlichen Geist die Kraft zum Schließen weit stärker als dem weiblichen eignet. Der Geist der Frauen bleibt gern beim isolierten Urteil, bei der Einzelheit, der Verbindungslosigkeit, dem einmaligen, gegebenen Fall stehen, während der Mann seine vorangegangenen Urteile, die Erlebnisse, Behauptungen, Erkenntnisse seines gestrigen und vorgestrigen Tages mit denen des nunmehr konkret gewordenen Augenblicks und dessen neuer Urteilslage in Verbindung setzt. Die Frau fürchtet daher auch den Widerspruch weniger, als der Geist des Mannes ihn fürchtet, und diese Furcht, sich zu widersprechen, ist ja eben das deutlichste psychologische

Kennzeichen für die Macht, die das Schlußvermögen in unserem Geiste hat. Daß es dabei über eine gesunde geistige Zeugekraft hinausgehen und zur Ausschweifung werden kann, daß Pedanten, Schulfüchse, logisch-allzulogische Verstandesathleten mit ihm Laster treiben können, bleibt auf der Linie des Gleichnisses, das wir gezogen haben. Ebenso sicher ist aber, und ebenso deutlich liegt es im Rahmen unseres Bildes, daß ein Appell an die Unfähigkeit zum Schließen auf geistige Entmannung hinausläuft, daß somit die Menschen öffentlicher Wirkung auf die Massen und Völker nur zum Schaden ihrer Wirksamkeit auf männliche und kräftige Geister die Schlußkraft ihrer Leser- oder Hörerschaft vernachlässigen können. Man erinnere sich, was dem englischen, der Verlautung nach doch so verständigen Volke mit voreiligen Siegesmeldungen von Norwegen und Nordafrika bis nach Ostasien hin an Unfähigkeit zum Schließen schon zugetraut wurde, von Amerika ganz zu schweigen. Man vereinfacht indessen die Frage etwas zu sehr, wenn man in solchem Zusammenhang oft nur vom geringen Gedächtnis der Völker gesprochen hat. Gewiß, Gedächtnis gehört zum Schließen, die eigentliche Kraft dieses geistigen Prozesses erschöpft sich aber nicht im Gedächtnis. Das Gedächtnis kann vielerlei Dinge, Urteile, Erkenntnisse, Behauptungen planlos nebeneinander aufbewahren, ohne sie doch zu Schlüssen miteinander in fruchtbare Beziehung zu bringen. Diese aber sind es, über denen unser Geist erst gleichsam zu unserem wirklichen Eigentum, zu unserem Charakter wird, mit denen wir uns der unendlichen Welle des täglich neuen Erlebens, der immer veränderten Situationen entgegenstemmen. Eine statische Kraft im Gegensatz zum dynamischen Leben, eine Verknöcherung und Skelettbildung des Geistes, die wohl auch einmal zu weit gehen und die ebenso nötige ständige Überprüfung und Verwandlung aller festen Begriffe verhindern kann, die aber eine solche negative und gefährliche Seite in der gegenwärtigen Weltstunde wahrhaftig nicht hervorkehrt bei einer Menschheit, deren Leichtgläubigkeit und Punktualisierung des Denkens auf die Augenblickslage in der Geschichte bisher kaum ihresgleichen hatte.

Pariser Tagebuch. Kurt Lothar Tank hat in den Jahren 1938, 1939 und 1940 Paris unter sehr verschiedenen äußeren Umständen besucht. Seine Eindrücke hat er in dem jetzt veröffentlichten „Pariser Tagebuch" (Berlin, S. Fischer. RM 3,—) zusammengefaßt, und daraus ist ein Büchlein entstanden, das starke Beachtung verdient. Sie auch finden wird, besonders wohl bei denen, die wie Tank die Möglichkeit hatten, ihre früheren Eindrücke von Paris jetzt unter den so entscheidend veränderten Verhältnissen zu überprüfen. Tank gehört zu den jüngeren deutschen Historikern, und ihn führte der Plan einer Clemenceau-Biographie 1938 zu Studien nach Paris, und seine Aufzeichnungen gewinnen eine feste innere Einheit dadurch, daß Clemenceau der Beziehungspunkt wurde, um den herum und nach dem Tank seine Eindrücke ordnete. Es wird für einen Menschen, der etwas zu sagen hat, immer gut sein, von einem solchen festen Punkt aus die vielfältigen und jetzt sehr zwiespältigen Eindrücke, die das Paris von heute vermittelt, zu analysieren. Tank hat mit seinem Verständnis das Wesen Clemenceaus und damit viel von dem französischen Wesen und vor allem der französischen Politik erfaßt. Clemenceau fordert in einem gewissen Sektor seines Lebens den Vergleich mit Robespierre geradezu heraus: Fanatismus, eisige Kälte gegen seine Mitmenschen, Haß gegen andere Politiker waren auch ihm eigen. Aber Clemenceau kam aus der Vendée her, und das Bauernblut verlieh ihm starke konservative Wesenselemente. Lehrreich ist der Vergleich mit Gambetta. Dieser war der demagogenhafte Tribun, während Clemenceau sich nicht selber für einen Führer hielt, der unmittelbar auf

das Volksgefühl und die Volksbegeisterung wirkte. Es ist sehr selten in der Weltgeschichte, daß Demagogengewalt und staatsmännische Beherrschung sich in einer Persönlichkeit vereinigen, eine Seite pflegt fast immer zu überwiegen. Clemenceau distanzierte sich vom Demagogen, und mit Recht, denn er hatte das, was jeder wirklich große Staatsmann haben muß und Gambetta vermissen ließ: Kultur. Doch dies möge man in dem Tagebuch selber nachlesen, das Verlangen erweckt nach der hoffentlich nicht aufgegebenen Biographie des Franzosen, der schließlich trotz aller geistigen Schärfe ein Opfer seiner Maßlosigkeit vor allem in seinem Deutschenhaß geworden ist und damit sein gut Teil Schuld am gegenwärtigen Schicksal Frankreichs trägt. Auf den andern Seiten der Aufzeichnungen findet man eigene Eindrücke bestätigt. Auch den Unwilligen schlägt diese einzige Stadt in ihren Bann mit ihrem unaussagbarem Zauber und ihrer dämonischen Kraft, die heute wie je aus den Bauten, die — soweit sie historisch sind — nicht als vergessene Kulissen der Weltgeschichte, sondern als Gehäuse noch lebendiger Kräfte wirken, aus der genialen Stadtanlage, den großen Straßen wie Plätzen, die nach Grundsätzen großartiger Perspektive geschaffen sind, sowie aus jeder Lebensäußerung der echten Pariser den Besucher umfängt. Man mag wollen oder nicht: es überkommt einen ein Gefühl tiefen Glückes, die Stadt wiederzusehen, die man mit allen Fasern geliebt hat und der nah ins Angesicht zu schauen heute das Gefühl des Herzens verbietet, weil die Züge schweren Leides nicht zu übersehen sind. Niemand wird sich dem Erfordernis des Weltringens entziehen wollen, sich hart zu machen, aber diese Härte muß sich zunächst gegen ihren Träger selber wenden, und dann erst gegen die andern, denen gegenüber die Stimme der Menschlichkeit nicht zu schweigen braucht. Ein Flanieren an der Seine, an der nach wie vor die Bouquinisten ihre Stände offenhalten, der heilige Schauer in Notre Dame, das in unvorstellbarem Farbenreichtum variierte Grau der ganzen Stadt, die Luft über ihr, die die Maler ruft, die Métro und die Menschen von Paris: alles das vereinigt sich, um die Verzauberung hervorzurufen, die freilich in keiner Weise die Kritik ausschließt. Man weiß nicht, was man erwartete in der Haltung der Bevölkerung, aber man ist immer wieder tief berührt, wenn einem in Gesprächen mit der femme oder dem valet de chambre, mit dem patron und der patronne der einzigartigen kleinen Gaststätten, mit Briefmarkenhändlern und anderen Parisern ein unbeirrbares Bestreben entgegentritt, in klarer Ratio sich Rechenschaft zu geben von dem, was jetzt Frankreichs Schicksal ist. Und das geschieht in den meisten Fällen dem Fremden gegenüber ohne jedes Ressentiment, wenngleich auch ein gemeinsamer Weg sich höchstens erst in Umrissen zeigt. Niemand will sich dort freisprechen von der Schuld, eine Führung geduldet zu haben, die Frankreich ins Unglück brachte, aber auch die herbste Kritik daran erlaubt es jedem Fühlenden, die so menschlichen Züge im Wesen seiner Bewohner festzustellen und sich daran zu freuen. Die ungewöhnliche Einheit des Stadtbildes, die in jedem Zuge den Triumph des Gelingens verkündet, die in ihm sich äußernde ungemeine Kraft des französischen Geistes, der diese Stadt formte, bringt die Verzauberung hervor, die jeden ergreift nach wenigen Stunden Aufenthalts in dieser Stadt und immer wieder mit der gleichen Kraft ergreift. „Jeder Schritt, jeder Blick ist ein Geschenk, jeder Tag ist angefüllt mit Glück", und das Gefühl dieser Beglückung bleibt der Hintergrund, auf dem die Stadt und ihre Menschen sich im Besucher spiegeln. Ob Sonnenglanz über Paris liegt oder Regen und Schnee die Luft verdunkeln, die Stärke der tragenden Linien in Architektur und Plastik, die formende Kraft, die alle Jahrhunderte überdauert: sie bleiben unzerstörbar. Die Dämonie, wie sie in

den Wasserspeiern von Notre Dame Stein geworden ist, in die geniale Künstler ohne Namen die Lebensangst und die Erkenntnis von den grauenvollen Möglichkeiten bannten, denen wir Menschen unterliegen, unterstreicht heute die Tragik, aus der das französische Volk und seine Stadt den Ausweg noch nicht fanden.

Das Land der Griechen. Just zur rechten Zeit erscheint ein Buch, in dem Max Wegner Reiseschilderungen aus sieben Jahrhunderten von Angehörigen der verschiedensten Völker unter dem Titel „Land der Griechen" (Berlin, Walter de Gruyter & Co. RM 4,80) ausgewählt, zusammengefaßt und mit einem sehr ausführlichen, verständnisvollen Nachwort versehen hat. Griechenland ist von je wie heute für den, der es mit aufgeschlossenen Sinnen und freier Seele aufsuchte, zum aufrüttelnden Erlebnis geworden, und für sein Schicksal und das seiner Bewohner hat sich mehr als einmal die Kulturwelt zusammengefunden. Die ersten Zeugnisse, die als Schilderung einer Reise in Griechenland gelten können, stammen aus dem Anfang des 14. Jahrhunderts, als Ramon Muntaner, ein Catalane, Griechenland besuchte, und sie finden sich in allen darauf folgenden Jahrhunderten in immer steigendem Maße bis in unsere Tage. Darunter waren Männer, denen Griechenland das Land der Sehnsucht und das Land ewiger Heimat war, wie auch Kurt Kluge in Delphi die Gewißheit erlebte, „daß ein Gott seine Stätte nicht verläßt, wenn sie auch für unsere Augen zerbrochen und leer dazuliegen scheint." In der sorgfältigen und klugen Auswahl kommen neben Deutschen Engländer, Franzosen, Amerikaner und Männer aus vielen andern Völkern zu Worte, große Herren, einfache Menschen, Künstler, Dichter und Gelehrte. Und allen Beschreibungen eignet gemeinsam das Eine: das große umwälzende Erlebnis. Sie formulieren es verschieden, je nach ihrer Art und ihren Gaben. Bachofen schreibt: „Was dem Altertum und allen seinen Schöpfungen den großen Charakter verleiht, den wir nicht mehr erreichen, jene Verbindung der höchsten Fülle mit dem höchsten Maße, woraus die Vollendung von Form und Inhalt gleichsam von selbst sich ergibt, das findet sich unter jenem Himmelsstriche in der leblosen Natur vorgebildet und aus ihr erst in den Geist des Volkes übertragen." Nachdenklich klingen die Worte Chateaubriands 1806: „Ich suchte in dem ehemaligen Wohlstand von Sparta und Athen die Ursache ihres gegenwärtigen Unglücks und in ihrem Menschenschicksal den Keim zu ihrer künftigen Bestimmung zu entdecken." 1832 fand Alphons de Lamartine in Griechenland die zwei Grundpfeiler der ganzen ewigen Schöpfung: Ordnung und Licht, und Rudolf G. Binding schrieb 1909 über seine griechischen Eindrücke: „Das Erlebnis des Lichts ist das höchste, das eindringlichste, erfüllendste Griechenlands. Ohne das Licht wäre Griechenland nicht: seine Kunst nicht, seine Götter nicht, seine Menschen nicht. Reinste Form der Natur und inneres Gesicht: ihr begegnetet einander im Lichte." Ohne Hellas ist die Kulturwelt weder hüben noch drüben des Ozeans denkbar. Heute befindet sich das griechische Volk durch das Unglück, das eine verblendete Politik über es brachte, in einem Zustand, der ein neues Philhellenentum fordert. Vielleicht finden sich zu einem großen Hilfswerk trotz der Weltzerrissenheit und der unerbittlichen Verhärtung, die dieser Krieg mit sich bringen mußte, die Völker zusammen, um solchen Zoll der Dankbarkeit an Hellas abzustatten. Denn Max Wegner hat durchaus recht, wenn er schreibt: „Den Weg ins Land der Griechen wird man suchen, solange zwischen Trieb und Leistung, veredelnd und mäßigend, die Bildung und Pflege eines wahren, guten und schönen Menschlichen als herrliche Zielsetzung gilt und beglückt."

PAUL FECHTER

Dichtung und Theater

Zwei Werke standen nebeneinander, denen es in gleicher Weise um das Geheimnis der Liebe geht: Kleists *Käthchen von Heilbronn* und Hauptmanns *Winterballade*. Das Leitwort des Jüngeren: „Die Welt ist voll Magie" könnte mit gleichem Recht über beiden stehen.

Das Deutsche Theater brachte unter der Regie Bruno Hübners die Kleistsche Dichtung in einer sauberen, von Humor erfüllten Aufführung, die dem Publikum sichtliches Vergnügen bereitete. Erlebt man heute diese schon selbstverständliche Wirkung, so geht man der Goetheschen Reaktion auf das Drama mit doppeltem Anteil nach. Die Wiener hatten das „Käthchen" gespielt; er sagte: „Die verfluchte Unnatur! Das führe ich nicht auf, wenn es auch halb Weimar verlangt." Es war wohl nicht nur die Scheu vor dem Absoluten, dessen Gefahr niemand deutlicher sah als er: es war die Scheu vor dem Geheimnis, vor der Magie, vor dem, was eine spätere Zeit das Okkulte nannte. Er empfand es in der Schicksalsgebundenheit des Liebenden: seine Seele sträubte sich gegen das Unentrinnbare, das Unirdische der Bindung. Um ihn als den Letzten war die großartige helle Luft des 18. Jahrhunderts, eine Aufklärung der Antike, wie sie die Iphigenie trägt; er haßte die Magie, weil er sie aus eigenem Leben nur zu genau kannte. Er wollte sie von seinem Pfad entfernen und traf hier auf den jüngeren, der über das geliebte Diesseits hinabstieß in die Unterwelten der Seele, in denen der Geist seine Überlegenheit verlor und die Freiheit Prädestination wurde. Goethe kannte das Reich der Mütter und wußte um alles Irrationale: er kam aus dem Westen und wehrte sich gegen die Übermacht, die hier eine Seele dem Jenseits lieh. Bei der Penthesilea fand er das hochkomisch, beim Käthchen lehnte er sich auf und protestierte. Zwei Zeiten hatten sich voneinander gesondert: die Welt Bachofens wäre dem Dichter des „Faust" auch fremd geblieben.

Das Deutsche Theater gab seiner Aufführung etwas von Goethescher Haltung. Es dämpfte das Irrationale und die Magie, die Herr Fehling im Staatstheater einst mit dem Cherub so großartig heraushob; es spielte das Ritterschauspiel und das Märchen, ein wenig sogar die Komödie des Gegensatzes von männlichem und weiblichem Gefühl. Das Käthchen dürfte eigentlich höchstens ein Dezennium jünger sein als der Graf vom Strahl, dessen Liebe alle Merkmale eines sehr jungen Gefühls trägt; sie ist von Anbeginn die Überlegene, und man könnte sich in ihrer Wendung „Mein hoher Herr" gelegentlich sogar ein klein wenig lächelnde Bewußtheit dieses Überlegenseins vorstellen; sie weiß ja alles und versteht gar nicht, warum die Sache für ihn nicht ebenso selbstverständlich und einfach ist, wie für sie. Das Deutsche Theater milderte diese Überlegenheit, indem es gegen ein sehr jugendliches Käthchen, Fräulein Elfriede Kuzmany, einen erheblich älteren Wetter vom Strahl, nämlich Herrn Balser stellte, so daß die Jahre und ihre leichte Würde sich vom Gefühl und seiner Hingabe nicht ausschalten ließen: Graf Wetter war wirklich schon vom Alten her der hohe Herr und Käthchen gegenüber von fast väterlicher Haltung. Das gab der Magie wie bei den meisten Inszenierungen auch eine leichte Wendung ins Heitere, so daß das Wunder des Cherubs, der seine Verheißung bis zur Bestätigung der Braut als Kaisertochter durchführt, in den Hintergrund trat neben der freundlich irdischen Belohnung der geduldig ausdauernden Liebe des Mägdleins. Die Unnatur, die Goethe ärgerte, war tunlichst ausgeschaltet.

Fräulein Kuzmany gab dem Käthchen die gewohnte Kindergestalt; man wunderte sich ein wenig, daß Vater Theobald soviel Kindlichkeit bereits hatte verheiraten wollen. Sie brachte die Märchenprinzeß, nicht das Schwabenmädel; so mußte Herr Balser als Wetter vom Strahl sich von vornherein auf das Väterliche stellen und die Überlegenheit auf sich nehmen. Das erschwerte wieder Frau

Liſſa, die mit ſcharfer Spannung die Kunigunde umriß, ihre Aufgabe: ein ſo reifer Mann müßte eigentlich durch die Masken der nur noch künſtlichen Jugend hindurchſehen, die die anderen Ritter ſchon längſt nicht mehr täuſcht. Auch von hier aus ſollte man vielleicht dem Grafen Strahl einmal die Wohltat einer kräftigen Verjüngung zuteil werden laſſen. Dem Schauſpiel als Ganzem kann das Experiment trotz Goethe nur nützen.

Noch viel ſchärfer wäre wahrſcheinlich Goethes Ablehnung der „Winterballade" Hauptmanns ausgefallen: Geſtalt und Liebe der kleinen Elſalil, die dem Mörder ihrer Kuſine Berghild, Sir Archie, geheimnisvoll gezogen folgt, wären ihm noch viel unnatürlicher erſchienen, als des ſchwäbiſchen Käthchen hingegebenes Gefühl. Hauptmann will das Wunder des Seltſamen jenſeits des Natürlichen, während Kleiſt zuletzt das Wunder des Natürlichen hinter dem Seltſamen gibt. In Sir Archie brennt im Augenblick, da er Berghild, die Zeugin des Mordes am greiſen Pfarrer Arne, erſchlägt, ein tiefes Gefühl für ſein Opfer auf: von dieſem Gefühl, vielleicht auch von dem, das in dem Toten im letzten Moment aufglühte, geht etwas auf die faſt ſtumme Elſalil über und wirkt zurück auf den Mörder, zwingt ihn zur Sühne ſeiner Tat, alſo daß er ſich wie Pentheſilea ein vernichtendes Gefühl aus ſeiner Seele Tiefe heraufholt, ſeiner Tat und ſich ein hartes Nein entgegenſtellt und ſterbend büßt, was er beging, während Elſalil im gleichen Augenblick nicht weit von dem Schauplatz ſeines Todes von Wölfen zerriſſen wird. „Die Welt iſt voll Magie" — das Wort des alten Hauptmann gibt die Stimmung dieſer Geſchichte, die zuerſt bei Selma Lagerlöf in Herrn Arnes Schatz Geſtalt bekam, am reinſten wieder — zugleich die Schwäche. Kleiſts Welt iſt nicht nur voll Magie, ſondern lebt aus ihrem Geſetz, das ſogar ſtärker und unentrinnbarer iſt als ein noch ſo gewaltiger, noch ſo geſpannter überlegener Ritter oder gar der Kaiſer.

Die Aufführung in der Volksbühne unter Karl Heinz Martins Regie war von ſtarker Kraft des Bannenden. Martin hatte ſelbſt die Szenenbilder entworfen, mit bemerkenswerter Energie des Farbigen und der Räumlichkeit; Herr Hinz gab dem Sir Archie Wucht und Zerbrechlichkeit zugleich, und Frau Guſti Wolf als Elſalil holte bemerkenswert viel Jenſeitiges aus Erſcheinung und Sprache heraus.

Wie ein Satyrſpiel ſtand neben dieſer Welt des Geheimniſſes im Gefühl Bahrs Komödie „Die Kinder", die in der Komödie herauskam. Auch hier geht es zuletzt um Liebe oder zum wenigſten um ihre Folge, die Kinder. Ein großer Arzt hat eine Tochter, ein alter Graf einen Sohn. Die jungen Menſchen lieben ſich, wollen heiraten; der Vater Arzt unterſagt es — denn der Sohn des Grafen iſt ebenfalls ſein Sohn, die beiden ſind Halbgeſchwiſter. Schmerz und Entſetzen, bis zu dem Augenblick, da der alte Graf erſcheint mit der Mitteilung, daß zum Ausgleich die Tochter des großen Arztes von ihm ſei, ſo daß das Ehehindernis der Blutsverwandtſchaft glücklicherweiſe beſeitigt iſt. Neben die transparente Welt der anderen tritt ein Stück von außen geſehener irdiſcher Realität: das Geheimnis entweicht und macht dem nur Verſchwiegenen Platz. Zuweilen bekommt man einen leichten Ruck, wenn Vater und Tochter vom bis dahin gnädig Verhüllten die Schleier ziehen; zuweilen lacht man über Bahrs vortreffliche Formulierungen und denkt darüber nach, wie weit doch der Spielraum des Lebens von Goethes verfluchter Unnatur bis zu dieſem gewollt heiteren Plus an manchmal etwas zu viel Natur zuweilen geht.

Ein reizvolles Experiment wagte das Roſetheater: es ſetzte ſeinem Publikum H o l b e r g vor, und zwar eine der ſelten geſpielten Komödien, den Don Ranudo de Colibrados. Es iſt die Geſchichte vom armen adelsſtolzen Narren, der lieber verhungern, als ſeine Tochter einem vermögenden netten jungen Mann von etwas niederem Range geben will. Der Held Don Ranudo — von rückwärts geleſen ergibt der Name die herbe Kritik des Autors an ſeiner eigenen Geſtalt: O du Narr! — Don Ranudo iſt eine echt Holbergſche, d. h. eine Molière-Geſtalt, im Grunde aus einem einzigen Zug entwickelt, eben dem törichten Adelsſtolz. Jedes Wort, jede Geſte ergibt ſich von hier aus — und aus der Armut: gerade dieſe Einfachheit bedingt die Szenenwirkung über die Jahrhunderte hinweg. Das Sprichworthafte wird Theater, wenn Don Ranudo und ſeine ehrenwerte Gattin, von vorne noch halbwegs reſpektierlich anzuſehen, dem Publikum einmal den Rücken zukehren und ſich

von dort her als geflickte Lumpenkönige präsentieren: die mittelalterliche Frau Welt bekommt ein lächerliches Seitenstück, und das Publikum jubelt. Man erlebt die Dauerwirkung szenischer Effekte über die Jahrhunderte hinweg: die menschliche Komik erweist die gleichen Ewigkeitswerte wie die menschliche Tragik.

Trotzdem hatte der Direktor Rose mit Recht der Holbergwirkung allein nicht ganz getraut und hatte die Komödie energisch bearbeitet und unter Musik gesetzt. Er ließ Don Ranudo und seine Eheliebste in ihrem dürren Bereich, gab ihnen aber als tragenden Unterbau eine singende, tanzende, spielende Welt der Jugend und der jungen Dienerschaft, die die leichte Starre der Begriffskomik mit den Reizen bunt bewegten heiteren Lebens umrankte und von diesem Gegensatz aus dem Ganzen die Vielfalt gab, die heutige Zuschauer unbewußt doch erwarten. Der Erfolg gab ihm recht: das Historische ward von der Gegenwart getragen, verlor das Vergangene nicht, sondern bekam von ihm aus noch mehr Reize des Erheiternden, und sprach nicht zur Bildung, sondern zum unmittelbaren Leben, dem strengsten Richter über das Vergängliche.

Zwei leichte Komödien schlossen das Bild — ein Kellnerstück von Utermann und eine Filmkomödie Kurt J. Braun. Die Kellner haben augenblicklich die unbedingte Vorherrschaft in der Literatur, vor allem des Theaters: von Shaw bis Sareuw beherrschen sie die Szene und sind dran. Die Komödie Utermanns, die das Staatstheater im Kleinen Hause brachte, heißt „Kollege kommt gleich", welcher Titel mit ihrem Wesensgehalt freilich nicht allzuviel zu tun hat. Sie ist ein Rollenstück um die Gestalt eines Ober- und Überkellners, eines Genius der schwarzen Frackbinde, der dem Irdischen gewissermaßen nur noch freiwillig verbunden mit unsichtbaren Engelsflügeln die Reviere seines Lebens durchschwebt, die realen Anforderungen der Welt mit dem Titelruf „Kollege kommt gleich" liebenswürdig von sich abschiebt und Zeit und Kraft im Grunde nur darauf verwendet, die verworrenen Dinge des Daseins mit leichter Hand in Ordnung zu bringen. Er lebt sein Leben nicht als Realität, sondern als beschwingte Rolle, Vorahnung schon der vom Dreidimensionalen abgelösten Existenz im Film, in dem er notwendig einmal enden muß. Die Rolle ist Herrn de Kowa, der sie im Kleinen Hause spielt, auf das Frackhemd geschrieben, das halb Berufsgewand, halb Wesensausdruck bei ihm ist: er bringt sie mit aller Überlegenheit eines Mannes, der nicht nur Kellner, sondern zugleich Kapitalist, Besitzer des Lokals ist, in dem er arbeitet, Nutznießer der Börsentips seiner Gäste und finanzieller Helfer eines farbenblinden Mannes der Großkonfektion und Vater einer reizenden Tochter ist. Herr de Kowa spielt dazu noch weniger den Kellner als sich selbst, mit dem Ergebnis, daß der Autor mindestens die Hälfte seines Erfolgs auf den Kollegen überschreiben muß.

Ein ganz ähnliches Phänomen männlicher Überlegenheit steht im Mittelpunkt der „Großen Kurve" von Jung, die die Kammerspiele brachten. Was dort de Kowa hieß, heißt hier Karl Ludwig Diehl, nur daß zufällig nicht der Kellner im Vordergrund steht, sondern der Schriftsteller. Herr Diehl spielt einen Autor, der zufällig hinter einen Seitensprung der Gattin kommt, sie verläßt, in der großen Kurve einen Autounfall erlebt und im weiteren Verlauf der Entwicklung die Rolle seines Chauffeurs, dann die eines Hotelportiers, eines Heiratsschwindlers, schließlich eines glücklich Liebenden spielen muß. Herr Diehl spielt weniger diese Rollen als ebenfalls sich selbst und da er zu den wenigen Schauspielern von heute gehört, die noch allen Scharm des natürlichen Herrseins besitzen, da er nur da zu sein braucht, um ohne Spiel zu wirken, ergibt sich auch hier, bevor das Stück seine endgültige Form im Film erhält, ein Erfolg, der im vielfältigen Bilde des Kriegstheaters als mitbestimmende Farbe nicht fehlen darf.

Literarische Rundschau

Wissenschaft

Eine Arbeit mit Gegenwartsbedeutung ist die in den „Breslauer Historischen Forschungen" erschienene Schrift von Georg Prestel (Breslau, Priebatschs Buchhandlung): „Die antidemokratische Strömung im Athen des 5. Jahrhunderts bis zum Tode des Perikles." Die Untersuchung umfaßt die Zeit von 510 bis 429 v. Chr., vom Sturz der Tyrannis bis zum Tode des Perikles. Hatte man früher in erster Linie die Entwicklung des demokratischen Gedankens in dieser Zeit untersucht, so wird hier ein zutreffendes Bild von dem ständigen Ringen der entgegengesetzten Kräfte gegeben. Die selbstverständliche Gliederung der Untersuchung richtet sich nach den führenden Männern, welche die antidemokratische Politik vertraten. — Eine willkommene Ergänzung zur Kenntnis von Wilhelm Raabe und seiner Entwicklung ist die Arbeit von Karl Fricker „Wilhelm Raabes Stuttgarter Jahre im Spiegel seiner Dichtung", erschienen in den „Veröffentlichungen des Archivs der Stadt Stuttgart" (Stuttgart, F. Krais. 37 Abbg. RM 4,50). Gerade weil das Stuttgart, in dem Raabe so gerne geweilt und von dem er entscheidende Antriebe erhalten hat, immer mehr eine Stadt der Vergangenheit geworden ist, ist die Untersuchung Frickers dankenswert. Es waren dort eine Reihe von geistig und künstlerisch bedeutenden Menschen damals versammelt, mit denen Raabe Fühlung bekam, und Fricker hat auch diesem Kreis auf Grund genauer Studien liebevolle Arbeit gewidmet. Der Stammtisch im Café Reinsburg, die Künstlergesellschaft „Bergwerk" und das literarische Sonntagskränzchen waren die Brennpunkte des geistigen und künstlerischen Lebens des damaligen Stuttgart. Hier ist ein Beitrag zur Raabe-Literatur, der wirklich willkommen geheißen werden kann. — Dankenswert ist auch die Untersuchung von Robert Wollenberg „Shakespeare. Persönliches aus Welt und Werk" (Berlin, Dr. E. Ebering. 4 Abbg. 2 Faksimile. RM 7,80), erschienen in den „Abhandlungen zur Geschichte der Medizin und der Naturwissenschaft". Gerade die Literaturwissenschaft verdankt sogenannten Außenseitern wesentliche Förderung ihrer Erkenntnisse. Auch Wollenbergs Arbeit bringt, gerade weil sie nicht von einem zünftigen Literaturhistoriker stammt, neue psychologische Erkenntnisse. Er hat seine Arbeit dahin konzentriert, aus den vorhandenen Quellen alles das zu einem scharfen Bilde zu vereinigen, was auf den Menschen Shakespeare Licht wirft. Das Buch ist in die Abschnitte gegliedert: Das Zeitbild; Die Überlieferung; Die Hinterlassenschaft; Die Persönlichkeit. Wollenberg ist ein erfahrener Psychiater, und gerade das befähigt ihn, Neues zu sagen. Als Ergebnis können wir buchen, daß die weitverbreitete Meinung, wir wüßten nur sehr wenig von dem Menschen Shakespeare, abwegig ist, ganz zu schweigen von der selbstverständlichen Ablehnung aller albernen Theorien, daß Shakespeare nicht der Verfasser seiner Werke sei. — In den „Bonner Beiträgen zur Deutschen Philologie" ist ein Beitrag zu einer Sinndeutung des dichterischen Wortes von Helmut Presser „Das Wort im Urteil der Dichter" erschienen (Würzburg-Aumühle, K. Triltsch. RM 3,60). Alles, was zu einer neuen Heiligung des Wortes führen kann, ist willkommen, und so hat diese Untersuchung ihren besonderen Wert, die das Ringen und das Verantwortungsgefühl der Dichter gegenüber dem Worte mit aller seiner Magie zum Gegenstand hat. Presser hat von den möglichen Wegen den systematischen gewählt, und damit die wesentlichen Hüter des Wortes aus allen Jahrhunderten und aus vielen Sprachen zu Gehör gebracht. Diese streng wissenschaftlich-philologische Arbeit geht auch durchaus den Laien an. — In den „Schweizer Anglistischen Arbeiten" sind zwei neue Schriften erschienen: Elisabeth Haller, „Die barocken Stilmerkmale in der englischen, lateinischen und deutschen Fassung von Dr. Thomas Burnets Theory of the Earth" (Bern, A. Francke. Frs. 8,—), die die Frage entscheiden will, ob man von einem englischen Literaturbarock reden kann. Diese Frage wird bejaht. — Die zweite Arbeit

Lilienkreuz-
Präparate
für
Therapie, Hygiene, Kosmetik

RUCO
Berlin SW 68

stammt von Dr. Robert Fricker (ebenda. Frs. 13,50) „Das historische Drama in England von der Romantik bis zur Gegenwart". Ohne die Schwächen dieser Literaturgattung in der untersuchten Zeit zu verschweigen, werden die Schönheiten herausgearbeitet, die nicht übersehen werden dürfen. Von den historischen Dramen fällt neues Licht auf die charakteristischen Züge der drei Literaturperioden in den letzten 150 Jahren in England.

Rudolf Pechel.

Ibero-Amerika in deutschen Romanen

Wie sind wir? Wie sehen uns die anderen? Diese Frage ist immer interessant, und es ist eigentlich gar nicht so verwunderlich, daß die Pressevertreter aller Länder prominenten Besuchern anderer Nationalität immer die gleiche Frage vorlegen: Wie gefällt Ihnen unser Land? Was sagen Sie zu uns? Daher ist es immer aufschlußreich, zu lesen, wie sich der Eindruck eines Landes in den Arbeiten widerspiegelt, die schriftstellernde Besucher aus anderen Ländern, im vorliegenden Fall aus anderen Kontinenten, verfassen. Gertrud Gräfin Podewils-Dürniz hat lange in Kolumbien gelebt und ihre beiden Arbeiten „Don Pedro, der Indio" (Berlin, Globus-Verlag GmbH.) und „Herz im Zwiespalt" (Leipzig, Werner Dietsch) bringen uns das Erlebnis der Reisenden und das Erlebnis der Ansässigen. — Herz im Zwiespalt: Eine Frau tut das, was viele von uns gern täten und nicht immer tun können — sie flüchtet vor einem nicht ganz geglückten Liebeserlebnis in die Ferne. Jeder, der einmal auf einem Ozeandampfer die großen Meere der Erde überquert hat, wird mit Vergnügen die Schilderung der Seereise lesen. Wie dann das neue Erlebnis immer mehr Raum gewinnt, der erste Mann von Tagebuchseite zu Tagebuchseite ständig mehr verblaßt — das ist mit echt weiblicher Mentalität geschildert. Hinein spielt die ganz andere Welt, Kolumbien, das Antlitz der südamerikanischen Gebirge und die eigenartige Atmosphäre in der deutschen Kolonie, die, wie immer, dicht zusammengedrängt lebt — wenn auch nicht räumlich, so doch psychisch. Nirgends wird das Zusammengehörigkeitsgefühl und das Interesse für jeden Einzelnen so gefördert — wie in Auslandskolonien, ganz besonders in exotischen Ländern. Die zwangsläufige Abwicklung der Menschenschicksale wird bunter gestaltet durch die Schilderung der Landschaft und der Arbeit der Großfarmer. — „Don Pedro, der Indio" ist das Buch, das sichtlich dann entstand, als die Autorin schon heimischer in der neuen Umgebung war. Hier tritt der Urbewohner des Landes deutlich hervor, und die Gestalt des Indianerknaben aus fürstlichem Geschlecht, der zwischen der Tradition (die von der Großmutter mit dem seltsamen Gebaren aufrechterhalten wird) und der neuen, von den Eroberern mitgebrachten Zeit hin und her gerissen wird, ist rührend und erschütternd. In diesem Buch wird uns sehr geschickt einiges von den Sagen der Indios berichtet, ohne daß wir diese Erzählungen als Fremdkörper empfinden. Don Pedro, der Indio, wird mit den Problemen nicht fertig. Wahrscheinlich kann dies keinem Menschen gelingen. Auch die zarte mütterliche Liebe der weißen Frau kann ihm nicht darüber hinweg helfen, daß er ein königlicher Vertreter einer vergangenen (höchstwahrscheinlich besseren) Zeit ist.

Felicitas von Reznicek.

Kalender

Im 14. Jahrgang liegt der Deutsche Reichspost-Kalender 1942 vor (Leipzig, Konkordia-Verlag Reinhold Rudolph), der mit Unterstützung des Reichspostministeriums herausgegeben wird. Die einzelnen Blätter fassen wiederum je drei oder vier Tage zusammen und geben mit ihren Bildern und Texten ein eindringliches Bild von der schweren Arbeit der deutschen Reichspost unter besonderer Berücksichtigung der Kriegsverhältnisse. Im Anhang sind wertvolle Zusammenstellungen enthalten, die alles das bringen, was man für den Verkehr mit der Reichspost wissen muß.

Technik

Von dem siebzigjährigen Professor Conrad Matschoß liegen zwei Arbeiten vor: Technikgeschichte Band 28, für die er als Herausgeber zeichnet (Berlin, VDI-Verlag. 78 Bilder. RM 12,—). Der Band ist sehr reichhaltig und vereinigt als Mitarbeiter eine Reihe bester Namen aus der deutschen Technik. Unter den nur den Techniker angehenden Arbeiten stehen manche, die auch das brennende Interesse

Ein immer willkommenes Geschenk

für Angehörige und Freunde
im Feld und in der Heimat
ist ein Abonnement auf die

Deutsche Rundschau

Sie schaffen dadurch Freude und fördern die Verbreitung Ihrer Zeitschrift!

Soldaten-Heime

Die Heimat dankt unseren siegreichen Truppen durch Schaffung von Soldatenheimen.

Spenden mit der Bezeichnung „Soldatenheime" an die Bank der Deutschen Arbeit, Postscheckkonto 3898 Berlin.

7. Deutsche Reichslotterie

480 000 Gewinne in fünf Klassen
insgesamt über **100 Millionen RM** kommen zur Auslosung

Größte Gewinne im günstigsten Falle (§ 2 III d. PL)
auf ein 3faches Los: **3 Millionen RM**
auf ein Doppelloos: **2 Millionen RM**
auf ein ganzes Los: **1 Million RM**

3 Prām. zu	500 000	3 Gew. zu	500 000
3 Gew. zu	300 000	3 Gew. zu	200 000
18 Gew. zu	100 000	24 Gew. zu	50 000

Außerdem weitere hohe Treffer zu
40000, 30000, 25000, 20000, 10000 u. s. mehr.

Losprels in jeder Klasse	Achtel	Viertel	Halbe	Ganze
	3 RM	6 RM	12 RM	24 RM

Ziehung 1. Klasse: 17. u. 18. April

Staatliche Lotterie-Einnahme **Lippold**
Leipzig C 1, Brühl 4, Postscheckk. 80726 Leipzig

Efasit

PUDER

Füße erhitzt, überangestrengt, brennend?

Da hilft allen, die viel gehen und stehen müssen, rasch Efasit-Fußpuder. Er trocknet, beseitigt übermäßige Schweißabsonderung, verhütet Blasen, Brennen, Wundlaufen. Hervorragend für Massage! Für die sonstige Fußpflege: Efasit-Fußbad, -Creme u. -Tinctur.

Streu-Dose 75 Pfg.
Nachfüllbeutel 50 Pfg.

In Apotheken, Drogerien u. Fachgeschäften erhältlich.

Seit 25 Jahren

Togal
TABLETTEN

hervorragend bewährt bei

Rheuma·Gicht
Neuralgien
Erkältungs-Krankheiten

des Laien finden. Das Vorwort schrieb Matschoß selber, der in einer eigenen Schrift eine besondere Untersuchung dem Dr. Ernst Alban gewidmet hat in den „Abhandlungen und Berichten des Deutschen Museums" (ebenda. RM 0,90). Alban, ein Pastorensohn aus Mecklenburg, ist ein Bahnbrecher gewesen auf dem Wege zur vollendeten Hochdruckdampftechnik.

Erzähltes

Aus der tiefen Verbundenheit zu seiner Heimatstadt Neisse schrieb Willibald Köhler seine Erzählung „Vitigo" (München, Deutscher Volksverlag), die in der Mongolenzeit spielt und uns das Ringen und den Kampf Vitigos um die Gewinnung des oberschlesischen Landes für das Deutschtum miterleben läßt. Aus seinem heldenhaften Tod im Kampf gegen die Horden der Mongolen erwächst symbolhaft der Sinn und die Kraft des deutschen Kampfes: der kämpfende Vitigo entschwindet, ohne daß über sein Ende Genaues bekannt wird, und reitet unmittelbar in den Mythos hinein. Der Segen wahrer Verbundenheit mit dem Volk und der Natur der engeren Heimat liegt über diesem Buch. — Die gleiche Echtheit spricht aus der Geschichtensammlung von Karl Springenschmid „Ein Tiroler geht nicht unter" (Stuttgart, Franckh'sche Verlagshandlung. RM 2,80). Springenschmid, ein Urtiroler, erzählt hier siebzehn heitere Geschichten von Tiroler Menschen aus Krieg und Frieden mit besonderer Liebe für die Holzknechte und echtem Humor grade in der Art, wie diese prächtigen Menschen andere aufsitzen lassen, die sich als Fremdkörper in ihre Umwelt drängen, wie in der zweiten Erzählung der deutsche Professor, der nach Tirol kommt, um „Bräuch" zu sammeln. — Die in der „Deutschen Rundschau" schon vor längerer Zeit angezeigten beiden Bücher von Gottfried Kölwel „Die heitere Welt von Spiegelberg" (Wien, Gallus Verlag. RM 4,80) und „Das Tal von Lauterach" (ebd. RM 3,80) sind nun im Buchhandel erschienen und seien erneut in ihrer Echtheit und feinen Stille empfohlen. — Auch in Ruth Schaumanns neuer Erzählung „Die Silberdistel" (Berlin, G. Grote. RM 3,50) steht ein absonderliches Geschehen und ein seltsames Schicksal im Mittelpunkte der Handlung. Auf einem einsamen Haus im Inntal findet ein Graf in der Frau eines Architekten, der wie der Begleiter des Grafen, ein verwundeter Soldat, in der deutschen Wehrmacht steht, seine eigene Tochter, von deren Existenz er nichts wußte, da sie in einer Jugendnacht mit der Frau eines andern gezeugt war. Es gehört Ruth Schaumanns feine Hand und ihre Fähigkeit, verwickelte seelische Vorgänge zu wägen und zu werten, dazu, auch aus diesem Geschehen einen menschlich befreienden Ausgang zu zeigen. Sie weiß um die dunklen und schweren Zusammenhänge, die dem gehaltenen menschlichen Auge wohl manchmal als blinder Zufall oder Verhängnis erscheinen wollen, und sie versteht es, in der richtigen Auffassung von der Symbolkraft auch scheinbar unwichtiger Dinge die Gebrechlichkeit alles menschlichen Geschehens, aber auch seine Geborgenheit in einer höheren Hand zu sehen.

Rudolf Pechel.

Verzeichnis der Mitarbeiter

Dr. Hanns-Erich Haack, Paris — Heinz Flügel, Kleinmachnow bei Berlin — Werner Bergengruen, Solln — Gerhart Pohl, Wolfshau/Riesengebirge — Felicitas von Reznicek, Berlin

Hauptschriftleiter: Dr. Rudolf Pechel, Berlin-Grunewald, Fernruf: Berlin 891267 / Verlag: Deutsche Rundschau Dr. Rudolf Pechel, Berlin und Leipzig / Gesamtauslieferung: Lühe & Co., Leipzig C 1, An der Milchinsel 2 / Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift ist untersagt / Übersetzungsrechte vorbehalten / Die Bezugspreise (Einzelheft 1,– RM, Jahresabonnement 12,– RM) ermäßigen sich für das Ausland (mit Ausnahme von Palästina) um 25 Prozent.

Reclam-Druck Leipzig / Anzeigen-Verwaltung: Leipzig C 1, Inselstr. 22/24. Fernsprecher 72171 Apparat 34. Verantwortlicher Anzeigenleiter: Fritz Maaß, Leipzig. Zur Zeit Anzeigen-Preisliste Nr. 7 gültig.

die neue linie

bringt im März-Heft:

D Mas les Schauspielers

(mit Farbtafeln)

Ferner:

Münchener Regisseure – Das Haus Erwin Wittstocks –
Ergebnis des diesjährigen Erzählerwettbewerbs

Preis RM. 1.– / Verlag Otto Beyer / Leipzig–Berlin

MATTHIAS PFÖRTNER

Die russische Wanderung

Erlebnisbericht. 320 Seiten. Gebd. RM. 6.–

Die Aufzeichnungen dieses Buches basieren auf eigenen Erlebnissen. Sie lassen den Leser erschüttert teilnehmen an der Wandlung eines voll Begeisterung nach Moskau gehenden geistigen Menschen deutscher Herkunft, den die brutale Rücksichtslosigkeit des stalinischen Materialismus über unsägliche Leidensstationen hinweg vom irregeleiteten Träumer zum bewußten Kämpfer umformt. Der Vergewaltigungsapparat der GPU. und die Verbannung nach Sibirien drohen, ihn auszulöschen. Aber vielerlei menschliche Begegnungen vermitteln ihm nachhaltige Einblicke ins unzerstörbare Wesen des einfachen russischen Volkes und dessen Sehnsucht nach Befreiung. Innerlich aber führt wachsende Erkenntnis ihn mit ganzer Hingabe nach der deutschen Heimat zurück.

KARL RAUCH VERLAG ZU DESSAU

SCHEN
PARIS

EUC

RETURN TO ➡ CIRCULATION DEPARTMENT
202 Main Library

LOAN PERIOD 1	2	3
HOME USE	24. Juli 1988	
17. April 1987	22. Januar 1988	6
9. October 1987	4. September 1988	

ALL BOOKS MAY BE RECALLED AFTER 7 DAYS
1-month loans may be renewed by calling 642-3405
1-year loans may be recharged by bringing the books to the Circulation Desk
Renewals and recharges may be made 4 days prior to due date

25. April 1988 7. Novem. 19
DUE AS STAMPED BELOW 25. Juni 19

FEB 24 1985		
	25. Juli 1986	
25. April 1985	25. August 1986	
	25. September	AUTO DISC AUG 19
	25. Januar 1987	
25. Juli 1985	25. Februar 1987	
	25. März 1987	
25. Sept. 1985	25. April 1987	
25. Dezember '85		
25. November '86		
25. Januar 1986		
25. Februar 1986		
25. März 1986		

UNIVERSITY OF CALIFORNIA, BERKELEY
FORM NO. DD6, 60m, 1/83 BERKELEY, CA 94720

UTSCHER VERLAG

PHILIP CLAM JUN
LEIPZIG